

**Julie Burchill: Ruinieren Harry, Meghan & Co. das britische Königshaus?**

Nummer 35 – 29. August 2019 – 87. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Kinder an die Macht**

Gnade uns Gott.

*Von Henryk M. Broder, Katharina Fontana und Philipp Gut*

## **Verbrannte Erde**

Europas scheinheilige Sorge um den Amazonas.

*Von Flavio Morgenstern und Alex Baur*

## **So teuer wird das CO<sub>2</sub>-Gesetz**

Den Bürgerlichen sei Dank. *Von Philipp Gut und Florian Schwab*

**Bauhaus-Guru Johannes Itten**  
Vom Berner Bauernsohn  
zum Design-Pionier

4 194407 006904 35

The Breitling Surfer Squad  
Sally Fitzgibbons  
Kelly Slater  
Stephanie Gilmore



AIR  
LAND  
SEA  
SUPEROCEAN

  
**BREITLING**  
1884

#SQUADONAMISSION

**BREITLING BOUTIQUE**  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH





*Sind Kinder bessere Menschen?* Philosoph Liessmann.

Die Klimajugend greift in den Wahlkampf ein. Mit einer Charta, die die Kandidaten unterzeichnen sollen, macht sie Druck. Sie ist damit Teil eines erstaunlichen gesellschaftspolitischen Phänomens: Nicht nur die jugendlichen Aktivisten selbst, auch viele Erwachsene scheinen von ihr geradezu das Heil zu erwarten. Die Mission «Weltrettung» müsse man den Kindern und Jugendlichen überlassen, wenn es die älteren Generationen nicht richten könnten, lautet der Tenor in Medien und Öffentlichkeit allen Ernstes. Es scheint, als habe Herbert Grönemeyer mit seinem Song «Kinder an die Macht» so manches Ohr berieselt. Doch sind Unmündige wirklich die besseren Menschen? Wie sähe eine Welt aus, die tatsächlich von Kindern regiert würde? Katharina Fontana und Philipp Gut haben sich darüber Gedanken gemacht und sich mit dem Kinder- und Jugendpsychiater Michael Winterhoff und dem Philosophen Konrad Paul Liessmann unterhalten. **Seite 16–19**

Die Ständeratskommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek) beendete die Sommerpause im stillen Kloster Ittingen mit einem Paukenschlag. Sie will eine ganze Reihe radikaler Massnahmen in das neue CO<sub>2</sub>-Gesetz schreiben, von einer Flugticketabgabe bis zu massiv höheren Benzinpreisen. Verblüffend daran sind nicht nur die horrenden Kosten, die vor allem auf Normalverdiener in ländlichen Regionen zukommen – sie sind auf ihr Auto angewiesen. Ebenso bemerkenswert sind die politischen Hintergründe: Obwohl die Bürgerlichen eine deutliche Mehrheit in der Kommission haben, siegte die Linke praktisch auf der ganzen Linie. Was die Urek vorschlägt, entspricht weitgehend den Forderungen, die die SP erhebt. Wie konnte es dazu kommen? Wie rechtfertigen bürgerliche Ständeräte ihren links-

grünen Kurs? Lesen Sie dazu die Recherchen von Philipp Gut und Florian Schwab. **Seite 26**

Der mysteriöse Tod Jeffrey Epsteins in einer New Yorker Hochsicherheitszelle hat eine Welle von Verschwörungstheorien ausgelöst. Fakt ist, auch nach Epsteins Ableben zittern Promis, Prinzen und Präsidenten, die sich im Dunstkreis des geheimnisumwitterten Milliardärs bewegt haben. Jahrelang hatte die Presse über die kriminellen Machenschaften Epsteins geschwiegen. 2010 veröffentlichte Conchita Sarnoff als erste Journalistin Einblicke in das dunkle Netzwerk des Menschenhändlers, der minderjährige Mädchen für sexuelle Perver-



*Aufstieg und Fall des «Ikarus»:* Journalistin Sarnoff.

sionen missbrauchte und vermittelte. Später schrieb sie «TrafficKing», das erste Buch, das über den Fall Epstein veröffentlicht worden ist. Für die *Weltwoche* beschreibt Sarnoff, die Epstein persönlich interviewt hat, Aufstieg und Fall des zwielichtigen «Ikarus». **Seite 42**

Es scheint, als herrsche in diesen Tagen ein Wettbewerb um die alarmierendste Nachricht über die Wald- und Buschbrände rund um das Amazonasbecken. Spätestens als Gastgeber Emmanuel Macron das Feuer zum Thema des G-7-Treffens in Biarritz erhob, bekam die Katastrophe auch ein Gesicht: Jair Bolsonaro. Doch kann man die alljährlich wiederkehrende Feuersbrunst rund um das Amazonasbecken tatsächlich dem brasilianischen Präsidenten in die Schuhe schieben, der gerade mal seit acht Monaten in seinem Amt sitzt? Der brasilianische Blogger, Journalist und Buchautor Flavio Morgenstern analysiert das Phänomen exklusiv für die *Weltwoche*. Sein Fazit: Vieles ist reine Politpropaganda, hinter dem medialen Rauch versteckt sich ein Wirtschaftskrieg. **Seite 50**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Michael Bahnnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Jasmin Karim (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** GLA United  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# TRINKWASSERLEITUNGEN PRÜFEN: ANROSAN

Das Leitungswasser genießt hierzulande einen hervorragenden Ruf, und dies zu Recht. Was von den Wasserwerken angeliefert wird, ist von höchster Qualität und kann ohne Bedenken getrunken werden. Diese Qualität gilt es auf den letzten Metern, also im Gebäude, zu bewahren. Nach 25 Betriebsjahren häufen sich die Probleme bei Trinkwasserinstallationen. Reagieren Sie frühzeitig.

## Klarheit dank Zustandsanalyse

Problemen bei den Trinkwasserleitungen sollte man auf den Grund gehen. Verfärbtes Wasser, Druckabfall oder starke Temperaturschwankungen sind Anzeichen dafür, dass etwas nicht stimmt. Besonders häufig betroffen sind Installationen, die seit mehr als 25 Jahren in Betrieb sind. Der erste Schritt ist dabei eine gründliche Analyse durch geschultes Fachpersonal. Insbesondere müssen der Leitungsverlauf, die Materialzusammensetzung und der Zustand der Trinkwasserleitungen untersucht werden. Die Naef GROUP bietet eine solche, umfangreiche Zustandsanalyse bei Ihnen vor Ort an. Dank der umfassenden Zustandsanalyse kann gewährleistet werden, dass die richtige Handlungsempfehlung für Ihr System abgegeben wird.



Rostwasser im Lavabo deutet auf die Alterung der Trinkwasserinstallation hin.

## Nachhaltig sanieren

Wenn eine Sanierung angezeigt ist, bietet die Naef GROUP mit ANROSAN die nachhaltige Lösung dafür an. Mittels abrasiver Reinigung werden die betroffenen Leitungen von Korrosion befreit. Danach wird ein komplett anorganisches Beschichtungsmaterial aus Zement, Quarzsand und Wasser eingeblasen. Die Sanierung geht also ohne Baustelle von Statton und es werden nur natürliche Materialien für das Auskleiden der Rohrwand verwendet. ANROSAN erfüllt damit die Anforderungen des Lebensmittelgesetzes (LMG), die Lebensmittel- und Gebrauchsgegenständeverordnung (LGV), sowie die Verordnung des EDI über Trinkwasser sowie Wasser in öffentlich zugänglichen Bädern und Duschanlagen (TBDV) und richtet sich nach den Vorgaben der kantonalen Kontrollbehörden. Zudem ist das Verfahren der Näf Tech AG nach DIN Certco zertifiziert. Auch von Wasserwerken wird ANROSAN empfohlen.

Lassen Sie jetzt den Zustand Ihrer alten Trinkwasserleitungen von der Erfinderrfirma der Rohrinnsanierung im Gebäude prüfen.



## ZUSTANDSANALYSE

### Jetzt vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird durchgeführt von einem Spezialisten der Naef GROUP, Näf Tech, bei Ihnen vor Ort für nur **CHF 790.--**. Der Preis ist gültig für Einfamilienhäuser und Mehrfamilienhäuser mit bis zu 5 Wohneinheiten in der ganzen Deutschschweiz (ohne Wallis und Engadin).

- Ja, ich bin interessiert an einer Zustandsanalyse.
- Ja, senden Sie mir Unterlagen zu ANROSAN.



Titel: Weltwoche August 2019

Talon bitte einsenden oder anrufen:

**Naef GROUP**

**Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach**

**E-Mail: [info@naef-group.ch](mailto:info@naef-group.ch)**

**Tel.: 044 786 79 00**

**Fax: 044 786 79 10**



# Schweiz als Antithese

Ohne Schweiz keine *Weltwoche*.  
Ohne *Weltwoche* keine Schweiz?  
Von Roger Köppel

Letzte Woche fand wieder das traditionelle *Weltwoche*-Sommerfest mit über 300 Gästen in Rudi Bindellas wunderschönem Restaurant «Terrasse» statt. Der Anlass gilt einerseits dem Dank an unsere Kunden, Freunde und Mitarbeiter. Zum anderen huldigen wir der grossen Tradition unserer Zeitung.

Die *Weltwoche* wurde vor bald 86 Jahren in Zürich gegründet. 1933 war ein verrücktes, schicksalsschweres Jahr. In Deutschland hatten eben die Nationalsozialisten die Macht übernommen. Die Weimarer Republik war gewaltsam beerdigt worden.

Eine verheerende Wirtschaftskrise hatte Millionen ins Elend gestürzt. Europa war ein brodelnder Lavaström. Aus dem Osten drohten die Kommunisten mit Revolution. Die noch jungen Demokratien des Westens hatten schwere Selbstzweifel. Würde es Demokratie und Liberalismus in ein paar Jahren überhaupt noch geben?

Alles wankte oder stürzte ein. Die menschengemachte Fehlkonstruktion der Versailler Friedensordnung lag in Trümmern. Es war eine Zeit extremer Polarisierungen. Die Meinungsfronten waren betoniert, der öffentliche Raum versteinert in Schlachtordnungen. Es gab angeblich nur ein Entweder-oder, links oder rechts, Kommunismus oder Diktatur. In diese politische Schützengrabenlandschaft hinein wurde die *Weltwoche* geboren.

Die *Weltwoche* verstand sich von Beginn weg als Befreiungsschlag gegen dieses in seiner Überhitztheit festgefrorene Klima der Diskussionsverweigerung. Je härter die Konfliktlinien, desto flinker setzte sich die *Weltwoche* darüber hinweg. Das Blatt war gleichsam die Antithese zu einem Zeitgeist, der den zwingenden absoluten Positionsbezug einforderte. Die Zeitung war unkonventionell in dem Sinn, dass man sich immer wieder die Freiheit herausnahm, die Dinge ausserhalb der vorgespurten Bahnen wahrzunehmen.

Selbstverständlich: So etwas wie die *Weltwoche* konnte nur in der Schweiz entstehen. In keinem anderen Land wäre dieses gegenläufige, sich immer wieder an Mehrheitsmeinungen und scheinbar unhinterfragbaren Konsensen abarbeitende, sie kontrapunktierende Blatt denkbar gewesen. Die Schweiz ist als

älteste, tiefste und echteste Demokratie Europas sozusagen genetisch auf Meinungsvielfalt codiert. Die *Weltwoche* erhob diese Prägung zum Programm.

Die *Weltwoche* als Antithese: Die Formel nimmt den berühmten Titel des Basler Historikers Herbert Lüthy von der «Schweiz als Antithese» auf. Für den ursprünglich linken späteren ETH-Historiker, der seinen Ehrendokortitel von der Uni Genf abgab, als dort ein gewisser Jean Ziegler seine Professur bekam, war die Schweiz der lebende Beweis dafür, dass es mitten in Europa ein Land geben kann, dessen Einwohner sich selbst regieren, «ohne unter das Joch ihres Regierungsapparats zu fallen».

Die Schweiz ist seit ihrer Initialzündung vor über 700 Jahren die europäische Gegenthese.



Visionäres Wort: Historiker Herbert Lüthy.

Als um sie herum die Fürsten das Kommando übernahmen, zog sich die Eidgenossenschaft ins Reduit lokaler Selbstverwaltungen zurück. Vom Absolutismus der frühen Neuzeit setzten sich die «svizzeri» mit einem Staatsverständnis ab, das auf einem verwirrenden Geflecht von Einzelbünden beruhte.

Die Schweiz ging kaum beirrbar ihren eigenen Weg, während um sie herum Reiche, Monarchien und Diktaturen zusammenkrachten. Das Einzige, was in der kriegerischen europäischen Geschichte eigentlich nie oder fast nie einstürzte, war dieser verwundbare kleine Steinhäufen ohne Kolonien, Bodenschätze und Meeranstoss in einer Art Mittelpunkt des Kontinents, die Schweiz.

Wenn man die «störrische Widerstandskraft» als schweizerisches Merkmal ernst nimmt; wenn man sich mit Lüthy vor Augen hält, dass die Schweiz gegen den Strom der

gesamteuropäischen Geschichte die Perioden des Absolutismus, des Rassennationalismus, des Faschismus/Kommunismus und des heutigen EU-Supranationalismus zwar durchlaufen hat, jedoch ohne daran teilzunehmen, dann wird der Gedanke klar, warum nur die Schweiz die politische Unterlage bilden konnte, auf der eine unkonventionelle Zeitung wie die *Weltwoche* entstehen konnte. Ohne Schweiz keine *Weltwoche*.

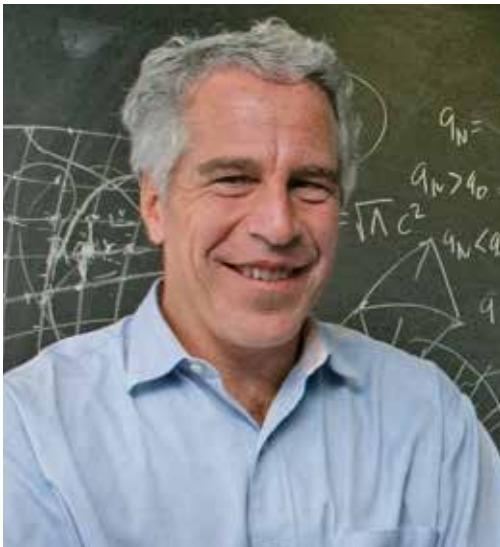
Und ohne *Weltwoche* keine Schweiz? Tatsache ist, dass die Meinungsbandbreiten in den offiziellen Medien nicht breiter werden, sondern wieder enger. Seit einigen Jahren sind es die Journalisten, die neue Schützengraben ausheben, die Meinungsfronten erneut festmauern und verbetonieren. Ob Kernenergie, Klima, Trump, SVP, Gender, Kinderkrippen, Vaterschaftsurlaub, Brexit, Pestizide, Salvini, China oder Orbán – die medialen Meinungseinpeitscher geben den Ton und die Richtung vor. Betreutes Denken überall, wer sich nicht ins Glied einreicht, macht sich verdächtig.

Am Sommerfest legten wir für unsere Gäste den legendären Lüthy-Text über die «Schweiz als Antithese» aus dem Jahr 1961 in Kopie zum Mitnehmen auf. Der Historiker hatte sich darin politisch gegen die «Tyrannis der gleichgeschalteten Befehlszentrale» gewandt. Ein visionäres Wort. Heute würde Lüthy gegen die mediale Gleichschaltung, also für die möglichst anarchische Vielfalt an Positionen und Meinungen als unverzichtbare Voraussetzung für das Funktionieren einer direkten Demokratie eintreten.

Die Demokratie ist für Lüthy «die Staatsform der Alternativen». Nur dort, wo die Leute frei zwischen mehreren Varianten wählen können – ohne Sanktionsdrohungen einer ausländischen oder inländischen Macht –, gibt

es Demokratie. Wo der Wähler hingegen bestraft oder mit «Ausgleichsmassnahmen» belegt wird, wenn er nicht so abstimmt, wie die Mächtigen wollen, endet die Demokratie, haben wir die «alternativlose Demokratie», die Nicht-Demokratie zum Beispiel des institutionellen EU-Rahmenvertrags.

Die Schweiz und mit ihr die *Weltwoche* stehen für die Demokratie als Staatsform der Alternativen und der echten Meinungsvielfalt ein. Sie stellen sich damit automatisch gegen das Unding einer alternativlosen Demokratie, gegen die Nicht-Demokratie, die vom modisch gewordenen Irrtum ausgeht, dass es zu allen Fragen, die uns heute oder in Zukunft beschäftigen, nur eine Wahrheit, nur eine Sichtweise geben könne. Das ist nicht nur undemokratisch, das ist auch falsch. Meinungsfreiheit ist immer die Freiheit, eine andere Meinung zu haben. Und zu äussern.



«Ikarus»: Jeffrey Epstein. Seite 42



Heuchlerisches Gefolge: Elizabeth II. Seite 48



«Im Gespräch mit Diplomaten kann man keinen Kapuzenpullover anziehen.»

Nicola Forster: Seite 34

## Titelgeschichte

- 9 **Kommentare**  
Infantilisierung der Gesellschaft
- 16 **Kinder an die Macht** Kann die Klimajugend die Welt retten?
- 18 **Gesetze** Unmündig statt allmächtig

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 10 **Kommentar** Totalangriff aufs Auto
- 11 **Eilmeldung**  
Feiernde Eritreer
- 12 **Kopf der Woche** Oskar Freysinger: Ehrenamtlicher Berater
- 20 **Essay der Woche**  
Das Bundesamt schürt Wasser-Panik
- 22 **Mörgeli** Wörding, Wahlen, Würmer
- 22 **Bodenmann**  
Ohne Ablasshandel kein Petersdom
- 23 **Medien** Optische Täuschung
- 23 **Die Deutschen** «Ermunterung»

## Inland

- 19 «**Jugendlicher Erlösergestus**»  
Philosoph Konrad Paul Liessmann
- 26 **Diese Ständeräte wollen an Ihr Portemonnaie** Radikale Forderungen
- 27 **Horrende Kosten**  
Bilanz pro Kopf
- 29 **Gelackmeierte Steuerzahler**  
Zu hohe Radio- und TV-Gebühren
- 30 **Meyer vs. Sommaruga**  
Chronik eines Zerwürfnisses
- 32 **Elisabeth Schneider-Schneiter**  
Die mit dem Strom schwimmt

- 33 **Wie es ihnen gefällt**  
Eigensinnige Bundespräsidenten
- 34 **Zwischen Brüssel und Bern**  
Freidenker Nicola Forster

## Ausland

- 39 **Einspruch** Waffe gegen Israel
- 45 **Inside Washington** Epsteins Schatten
- 46 **Hitlergruss** vor Fernsehkameras  
Chemnitz ein Jahr danach
- 50 **Verbrannte Erde**  
Die Buschbrände in Brasilien
- 51 «**Alberner Mythos**» Brasiliens  
Umweltminister Ricardo Salles
- 53 **Erfundener Rassismus**  
Die *New York Times* diffamiert Trump

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 29 **Bundesgericht**  
Warten auf die Sozialdetektive
- 31 **Gesundheit** Mehr Psychotherapie
- 41 **Das Leben ist kein Nullsummenspiel**  
Essay von Rainer Zitelmann

## Kultur & Gesellschaft

- 36 **Der wahre König** Eidgenössisches  
Schwing- und Älplerfest in Zug
- 36 **Prominente** Der Fürst  
bei den Eidgenossen
- 38 **Freigeistiger, als es der Bund erlaubt**  
ETH-Professor Hans Bernoulli
- 42 **Die Epstein-Saga** Aufstieg und Fall  
des pädophilen Multimillionärs
- 48 **Alibi des göttlichen Rechts**  
Scheinheilige Klimaprediger

- 54 **Ikone der Woche** König Chrigu I.
- 56 **Johannes Itten** Vom Bergbauernbub  
zum Meister am Bauhaus

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Dwayne Johnson
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf 1** Ines Torelli
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 35 **Nachruf 2** Ferdinand Karl Piëch
- 59 **Körzis Hollywood**  
Warten auf Tom Cruise!
- 60 **Die Bibel** Parlamentswahlen
- 60 **Kino** «Die fruchtbaren Jahre  
sind vorbei»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Lia Pale
- 62 **Thiel** Grillade
- 62 **Namen** Hochzeit der Hotelierbin
- 62 **Fast verliebt** Papakind
- 63 **Unten** durch Sabotage
- 64 **Wein**  
Renaissance einer Urväter-Sorte
- 64 **Salz & Pfeffer**  
Sichere Bank
- 65 **Auto** Mercedes-Benz EQC 400 4Matic
- 66 **Tamaras Welt**  
Hilfe, böse Werbung!



BEAUTIFUL FAST CARS

# JAGUAR I-PACE 100% ELEKTRIFIZIERT



## AUSGEZEICHNET WIE NOCH KEINER

Der erste vollelektrische Performance-SUV von Jaguar erobert sein Revier lautlos und ganz ohne Treibstoffemissionen. Spuren hinterlässt der I-PACE lieber in Form begehrtlicher Blicke und ebenso begehrtlicher Auszeichnungen.

Jetzt den I-PACE bei Ihrem Jaguar-Fachmann Probe fahren.

[jaguar.ch](http://jaguar.ch)

## THE ART OF PERFORMANCE

I-PACE EV400, AWD, 400 PS (294 kW), Verbrauch (WLTP) 21.1 kWh/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen 0 g/km, Benzinäquivalent 2.3 l/100 km, 29 g CO<sub>2</sub>/km aus der Strombereitstellung, Durchschnitt aller erstmals immatrikulierten Personenwagen: 137 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienz-Kategorie: A.



**WINNER**  
**WORLD CAR AWARDS**

2019 WORLD CAR OF THE YEAR  
2019 WORLD CAR DESIGN OF THE YEAR  
2019 WORLD GREEN CAR





## VIP-Segelreise Karibik

# Exklusive Yachting-Ferien

Die British Virgin Islands sind der Karibik-Geheimtipp für Yachting-Liebhaber. Das noch unberührte Segelrevier liegt in geschützten und ruhigen Gewässern. Palmen, weisse Sandstrände, Sonne, kristallklares Wasser, Cocktails und Grillpartys erwarten Sie. Ein absoluter Traum! Geniessen Sie die 8-tägige Reise zusammen mit Ihren Liebsten.

Unser grossräumiger Katamaran steuert abgelegene, idyllische Trauminseln an. Jedes Mal, wenn wir den Anker werfen, eröffnet sich Ihnen eine neue faszinierende Welt. In ruhigen Gewässern segeln wir täglich kurze Distanzen und ankern nachts in geschützten, traumhaften Buchten.

Direkt von der Yacht aus haben Sie zu jeder Tageszeit die Möglichkeit, zu baden oder Wassersport zu treiben. Freuen Sie sich auf das karibische Feeling, authentische Beach-Bars sowie die Lobster-Beach-Grillparty auf der einzigartigen Koralleninsel Anegada.

### Ihre Boutique-Yacht mit Crew:

Moderner Katamaran (10 Meter breit) mit grosszügiger Flybridge; 3 Crewmitglieder, 5 geräumige, klimatisierte Gästekabinen mit Dusche/

WC; grosser Esstisch auf dem Deck und im Salon; Kanus, Schnorchelausrüstung und Beiboot. Die Crew sowie der Eigentümer von Executive CH sorgen persönlich für Ihr Wohl. Cocktails: all-inclusive.

Willkommen in der Welt des Yachting!

### Unser Traumprogramm

1. Tag: Scrub Island (Begrüssung)
2. Tag: Jost Van Dyke (paradiesischer Palmenstrand)
3. Tag: Norman Island (legendäre Beach-Bar)
4. Tag: Peter Island (ehemalige Pirateninsel)
5. Tag: Virgin Gorda (einmaliger Palmenstrand mit Granitblöcken)
6. Tag: Anegada (traumhafte Koralleninsel)
7. Tag: Guana Island (fantastisch zum Schnorcheln)
8. Tag: Scrub Island (Abschied)

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Exklusive Yachting-Ferien

#### Reisetermin:

14. bis 21. März 2020

#### Leistungen:

- Yachtreise ab/bis British Virgin Islands
- Vollpension inkl. Getränke
- Lokale Cocktails: all-inclusive
- Gästebetreuung durch Executive CH

#### Spezialpreis pro Person:

- Doppelbett-Kabine: Fr. 3680.-
- VIP-Doppelbett-Kabine: Fr. 3880.-
- Master DB-Kabine: Fr. 4170.-

#### Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an [info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch).  
Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular über [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

#### Veranstalter:

Executive CH, 5430 Wettingen  
[www.executive-yachtreisen.ch](http://www.executive-yachtreisen.ch)

Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Infantilisierung der Gesellschaft

Von Henryk M. Broder — Das Phänomen Greta steht für die Verblödung unserer Zivilisation. Die Begeisterung für die Jungen und Mädchen, die sich auf einmal politisch engagieren, ist reine Heuchelei.



Panzer aus Marzipan: Klimaschutzaktivistin Greta Thunberg in Berlin.

Ich liebe Greta. Nicht wegen ihrer Zöpfe, nicht wegen ihres Mondgesichts, nicht weil sie an Asperger leidet und auch nicht, weil sie das Schulschwänzen zu einem moralischen Imperativ erhoben hat. Ich liebe Greta, weil sie es – wenn auch ungewollt – geschafft hat, die westliche Gesellschaft als das zu entlarven, was sie ist: abergläubisch, dekadent, dumm, hysterisch, infantil und süchtig nach Erlösung. Eine beachtliche Leistung für eine Sechzehnjährige aus einer schwedischen Mittelstandsfamilie, die wahrscheinlich keine Zeile von Max Weber, Karl Marx, Sigmund Freud oder Theodor W. Adorno gelesen hat. Wozu auch?

## Artefakt ohne Privatsphäre

Greta hat alle hinter sich gelassen. Über keine Person des öffentlichen Lebens ist so viel in einer so kurzen Zeit geschrieben und berichtet worden. Sie hat vor dem Europaparlament gesprochen, auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos und der Klimakonferenz in Kattowitz. Jean-Claude Juncker hat sie umarmt, der Papst auf dem Petersplatz begrüsst. Und sollte sie demnächst den Friedensnobelpreis bekommen, wäre das nur ein weiterer Schritt auf dem Wege zu ihrer Seligsprechung zu Lebzeiten.

Natürlich ist Greta ein Artefakt, ein «von Menschen hergestellter Gegenstand», in der Sprache von Archäologen, ein «unechtes, durch

Eigenschaften der Methode hervorgerufenes Ergebnis», wie es ein Zauberer sagen würde, der einen vollbesetzten Bus von der Bühne verschwinden lässt.

Bevor sie an Bord einer Rennjacht zu einer klimaneutralen Atlantiküberquerung aufbrach, wurde sie auch gefragt, ob ihr eine eigene Toilette zur Verfügung stehen werde. Worauf Greta einen Plastikeimer ins Bild rückte, der sowohl ihr als auch den Mitreisenden als Sickergrube dienen sollte. Bei jedem normalen Menschen würde eine solche Aussicht für sofortige Konstipation sorgen, Greta allerdings fand das lustig und versicherte, der Verzicht auf den letzten Rest einer Privatsphäre mache ihr nichts aus. Die Frage, ob der Eimer, den Greta benutzt hat, nach der Reise bei Sotheby's versteigert oder in den Räumen der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften ausgestellt wird, kann derzeit nicht beantwortet werden. Ebenso unklar ist, wie sie nach ihrer Amerika-Tournee nach Schweden heimkehren will, ob mit einem Paddelboot, einem Passagierschiff oder einem Heissluftballon. Es hängt vom jeweiligen CO<sub>2</sub>-Ausstoss ab.

So wie man das Licht nur mit dem Wellen- oder dem Korpuskelmodell erklären kann, wobei das eine das andere ausschliesst, gibt es auch für den Artefakt Greta nur zwei Auslegungen.

»» Fortsetzung auf Seite 10

# Der andere Stucki



Dwayne Johnson, bestbezahlter Schauspieler.

Nur ein Gedankenspiel: Hätte Johnson Dwayne, ein polynesischer Häuptling ehrenhalber, im Sägemehrling der braven Eidgenossen Griff gefasst, vor ein paar Jahren, als er noch voll im Saft war, wäre er vielleicht König geworden. Aber er war zu jener Zeit der mit allen Wassern gewaschene Wrestler «The Rock» und nicht Schwinger, und er litt nie am schwingerschen Zwiespalt mit dem Kommerz.

Wrestling ist die grosse Oper des Kampfes Mann gegen Mann, orchestriert und choreografiert, Gut gegen Böse, brutal geschaupielt als *fake fight*. Johnson, eine Postur mit den Massen und der Masse wie der Stucki-Chrigo, ist bereits 47. Schon sein Grossvater, der vom Südsee-Eiland Samoa stammte, war Ringer, dann auch der Vater. Dwayne kam in Kalifornien zur Welt, erlebte eine chaotische Wanderjugend, unterwegs mit seiner Mutter, einer Afroamerikanerin, und wurde als Teenager straffällig wegen Diebereien und Raufereien.

Zur Schule ging er eine Weile in Neuseeland, die High School beendete er in Honolulu. In Miami kam er mit einem Stipendium als Footballspieler gross heraus, den Bachelor machte er in Kriminalistik und Sport. Nach einer schweren Knieverletzung war er nicht mehr Footballtauglich, versuchte sich nun wie die Väter als Wrestler und avancierte als verschlagener Kraftbolzen zum Publikumsliebling dieses in den USA äusserst populären TV-Spektakels. Mit seinem Charisma schaffte er den Übersprung auf die Kinoleinwand, zuerst als ausserirdischer Gladiator, später als unwiderstehlicher Action-Held, etwa in der Endlosschleife der «Fast and Furious»-Filme.

Schliesslich fightete sich Dwayne Johnson ins Epizentrum des Kinos, als Mitproduzent und Erfolgsbeteiligter des Franchise-Systems sogenannter Marvel-Superheldenstreifen, lässt aber immer noch die eigenen Muskeln spielen. Gerade hat ihn das Wirtschaftsmagazin *Forbes* zum bestbezahlten Darsteller der Welt ausgerufen, 89,4 Millionen Dollar jährlich, inklusive Prozente an den Kinokassen, und das ohne Sägemehl in den Augen. Peter Hartmann

Entweder ist es eine Produktion, mit der die Monty-Python-Truppe ein Comeback feiern möchte, oder ein Experiment, was alles von einer Gesellschaft goutiert wird, die sich von jeder Rationalität verabschiedet hat. Die nur noch durch den Gedanken an den eigenen Untergang erregt wird und ein verhaltensgestörtes Mädchen wie eine Heilige verehrt, die über Wasser wandeln kann.

Eine durch und durch infantile Gesellschaft geht vor einem infantilen Wesen in die Knie. Es ist der vorläufige Höhepunkt einer Infantilität, die sowohl in der Politik wie in der Kultur prägend geworden ist. Erwachsene Menschen nennen ihre Kanzlerin «Mutti», Kinder, die noch mit ihren Teddybären kuscheln, protestieren

### Kein Mensch würde einen Architekten anheuern, der bis jetzt nur Sandburgen gebaut hat.

dagegen, dass man ihnen die Zukunft raubt, und die sogenannten Erwachsenen können vor Begeisterung kaum noch stehen. Eine Prophezeiung von Herbert Grönemeyer wird endlich wahr: «Die Armeen aus Gummibärchen/die Panzer aus Marzipan/Kriege werden aufgegesen/einfacher Plan/kinlich genial...»

### Greta goes to Hollywood

Die Begeisterung für die Jungen und Mädchen, die sich auf einmal «politisch engagieren», ist reine Heuchelei. Kein Mensch, der seine Sinne beisammenhat, würde sich von einem Sechzehnjährigen, dem die Eltern zu Weihnachten einen Anatomie-Atlas geschenkt haben, den Blinddarm rausnehmen lassen. Kein Mensch, der für sich und seine Familie ein Haus bauen will, würde einen sechzehnjährigen Architekten anheuern, der bis jetzt nur Sandburgen gebaut hat. Und kein Mensch, der einen Hedge Fund von einem Bausparvertrag unterscheiden kann, würde einem Sechzehnjährigen sein Vermögen anvertrauen. Aber wenn es um das Klima und die Welt, in der wir leben, geht, mutieren lärmende Kinder plötzlich zu geschätzten Propheten eines bevorstehenden Untergangs.

Schnell noch einen neuen Audi gekauft und eine Reise auf die Malediven gebucht. Morgen könnte es schon zu spät sein. Und gegen die Flugscham hilft eine kleine Spende an Greenpeace oder die Umwelthilfe. Der Greta-Hype wird noch eine Weile weitergehen. Er wird erst vorbei sein, wenn ein Film namens «Greta» in die Kinos kommt, der alle Stationen ihres Lebens dokumentiert. Wenn alles gutgeht, wird die Klimakatastrophe kurz nach der Premiere eintreten. Wenn nicht, sollte Gretas Eltern wegen Missbrauchs von Abhängigen der Prozess gemacht werden.

Mehr zum Thema: Seite 16–19

## Totalangriff aufs Auto

Von Christoph Mörgeli — Im Kanton Zürich macht die Linke dem Individualverkehr den Garaus. Ob das gutgeht?

Dieses Ei haben sich die Bürgerlichen im Kanton Zürich selber gelegt. Statt ihre Verkehrspolitik in der vergangenen Legislatur mit ihrer Mehrheit im Parlament elegant in ihrem Sinne zu erledigen, setzten sie anderes auf die politische Agenda. Doch bei den Kantonsratswahlen vom Frühjahr wurde der Bürgerblock durch eine grüne Welle förmlich weggespült. SVP, FDP und CVP verloren ihre absolute Mehrheit. Und der verkehrspolitische Sprecher der Evangelischen wendet sich neuerdings tadelnd an die «bürgerliche Ratsseite», die damit verdutzt zur Kenntnis nehmen muss, dass die EVP endgültig mit den Linken politisiert.

Wenig Gutes für den Strassenverkehr erahnen liess schon die Übernahme der Baudirektion durch den Grünen Martin Neukom. Kurz danach rief eine jubelnde Mehrheit im Zürcher Kantonsrat den Klimanotstand aus. Reine Symbolpolitik zwar, aber eben doch eine symbolträchtige. Die Beamten der parlamentarischen Medienstelle versandten – ganz im Bann der gegenwärtigen Linksherrschaft – eine Mitteilung mit dem euphorischen Titel «Neue Öko-Mehrheit entscheidet über Revision des Strassengesetzes». Und im Untertitel stand hoffnungsfroh: «Tempo 30 auf Kantonsstrassen». Danach wurden jene parlamentarischen Vorstösse aufgezählt, die letzten Montag zur Abstimmung kamen. Dabei empfahlen die Staatsdiener die linken Urheber der Presse als Ansprechpartner mit Telefonnummer zur Rücksprache, übergangen aber frech die bürgerlichen Initianten.

### Autofahrer haften unbeschränkt

Wenn Zürich verschnupft ist, hustet die Schweiz. Was heute im bevölkerungsreichsten Kanton geschieht, kann morgen im ganzen Land passieren. Die Wahlen vom 24. März hinterlassen erste markante Spuren. Eine Linksmehrheit gibt der Zürcher Verkehrspolitik einen ganz neuen Dreh. Das rot-grüne Lager brachte seine parlamentarischen Initiativen ins Trockene und liess die bürgerlichen Anliegen im Regen stehen. Die Automobilisten und der privatwirtschaftliche Nutzverkehr wurden im Kantonsrat brutal überfahren. Neu soll der öffentliche Verkehr bei Strassenbauprojekten konsequent bevorzugt werden. Was heisst: freie Fahrt für die Busse, Blockaden für Autos und Lastwagen. Ein FDP-Sprecher sprach von einer «Kriegserklärung» an das Auto. Nur vergass er dabei, dass seine Parteifreunde im Ständerat

eben einer Erhöhung des Benzinpreises auf schliesslich 12 Rappen pro Liter zugestimmt haben. Was man natürlich ebenfalls als Kriegserklärung ans Auto deuten könnte.

Während die Autolenker als Milchkühe der Nation schon heute voll für den Strassenbau aufkommen, sollen sie künftig für sämtliche Schäden, die ihre Fahrzeuge anrichten, in unbegrenztem Ausmass aufkommen. Eine knappe Mehrheit im Zürcher Kantonsrat hiess selbst diesen undefinierbaren Irrsinn gut. Dafür scheiterte das bürgerliche Daueranliegen grandios, den rot-grünen Städten Zürich und Winterthur endlich die Befehlsgewalt über ihre Staatsstrassen zu entziehen. Damit wäre es verunmöglicht worden, dass sich die Städte gewissermassen gegen den Verkehr verbarrkadierten, indem sie einfach Spuren abbauen. Oder durch Einführung von Tempo-30-Zonen auf Hauptstrassen die Automobilisten möglichst verlangsamten und schikanieren, bis sie entnervt zu Hause bleiben oder den öffentlichen Verkehr benutzen.

Den Bürgerlichen bleibt nichts übrig, als die linke Verkehrswende mittels Referenden und Volksabstimmungen zu bekämpfen. Angesichts der 2013 gewonnenen Vignetten-Abstimmung wegen ein paar Franken pro Jahr scheint dies immerhin kein ganz aussichtsloses Unterfangen.



Wenn Zürich verschnupft ist, hustet die Schweiz.



# Feiern und gefeiert werden

Von Christoph Mörgeli — Eritreer tanzten in der Markthalle Burgdorf. Mittendrin ihr Aussenminister Osman Saleh Mohammed. Wie kann man als Flüchtling dem Vertreter eines Verbrecherregimes zujubeln?



Informell und inoffiziell: Aussenminister Osman am eritreischen «Kulturfestival» im Emmental.

Der neue «Rundschau»-Moderator des Schweizer Fernsehens, Dominik Meier, konnte eine bemerkenswerte Geschichte ankündigen: «Das Regime tanzt uns definitiv auf der Nase herum, und wir sind die nützlichen Idioten.» Mitte Juli war – unbemerkt von der Öffentlichkeit – der eritreische Aussenminister für sechs Tage in die Schweiz gereist. Informell und inoffiziell. Dies zur Betretenheit des Aussendepartements, das sich bei genau diesem Regierungsvertreter seit Monaten für einen Besuchstermin abmüht. Denn der innenpolitische Druck, den offensichtlichen Missbrauch des Schweizer Asylrechts durch eritreische Migranten zu unterbinden, wird immer grösser. Ein Rücknahmeabkommen wäre für Bundesrat Ignazio Cassis (FDP) wegen der vielen abgewiesenen Asylgesuche durchaus erwünscht, auch wenn es sich beim nordostafrikanischen Land nicht um eine lupenreine Demokratie handelt.

Die zehn Tage zwischen der Ankündigung des hohen Besuchs an unser Aussendepartement und der Einreise waren offenbar für Bundesbern ungebührlich kurz. Jedenfalls schien es wegen der Ferien von Bundesrat Cassis unmöglich, kurzfristig ein Treffen zu organisieren. Offensichtlich war dies auch dem Stellvertreter des Aussenministers, Bundespräsident Ueli Maurer (SVP), nicht zuzumuten.

Auch nicht der für die aussereuropäische Welt zuständigen Staatssekretärin Pascale Baeriswyl (SP), die den Steuerzahlern mit Sozialleistungen locker 600 000 Franken wert ist. Auch keiner der 5800 sonstigen hochbezahlten EDA-Mitarbeiter fand Zeit für den einflussreichen Politiker aus Eritrea.

## Was wusste der Geheimdienst?

So liess sich denn der 71-jährige Osman Saleh Mohammed – von der offiziellen Schweiz völlig unerkannt – in einer Markthalle im Emmental von begeisterten Anhängern abfeiern. Sogar das eritreische Fernsehen berichtete über den Anlass. Es ist ein beunruhigender Gedanke, dass dies alles möglicherweise völlig unter dem Radar des hiesigen Geheimdienstes geschah. Auf Anfrage wollte sich der Nachrichtendienst nicht dazu äussern, ob und wie er den bemerkenswerten Gast observiert hat. Wir erfahren auch nicht, ob unsere Spione in Burgdorf wenigstens die politischen Propagandareden mitgehört und ausgewertet haben. Es wäre allerdings naheliegend, dass der prominente Redner seine Landsleute aufgerufen hat, in der Schweiz zu bleiben, um einen möglichst grossen Teil ihrer Sozialhilfe in die Heimat zurückzuschicken.

Die Tatsache, dass dem «Eritreischen Verein» nach einem «Kulturfestival» zumute ist,

spricht nicht gerade für ein Lebensgefühl, soeben der Bedrohung an Leib und Leben entkommen zu sein. Wenn angebliche Flüchtlinge einen der wichtigsten Vertreter jenes Schreckensregimes abfeiern, dem sie eben entkommen sind, stellen sich Fragen zur Ernsthaftigkeit des hiesigen Asylantismus. Ganz offensichtlich verfügt der eritreische Aussenminister als Vertreter der autoritär herrschenden Volksfront für Demokratie und Gerechtigkeit über eine regimetreue Fan-Gemeinde, die ihm ergeben zujubelte. Genauso kann etwas nicht mehr stimmen, wenn der Bundesrat Reisebeschränkungen für anerkannte Flüchtlinge aussprechen muss – gerade wegen der eklatanten Reiselust der eritreischen Asylbewerber. Die Begründung, es sei ja nur ein Teil der 40 000 Eritreer in der Schweiz als Flüchtlinge gekommen, sticht nicht. Denn eine Personenfreizügigkeit mit diesem Land gibt es ebenso wenig wie eine nachvollziehbare alternative Zuwanderungsmöglichkeit.

Neue Massstäbe für das schweizerische Asylwesen setzte der von der «Rundschau» befragte eritreische Honorarkonsul, der Wettinger Frauenarzt Toni Locher. Er hat ebenfalls am Burgdorfer «Kultur Anlass» teilgenommen und während der eritreischen Nationalhymne ergriffen die Hand aufs Herz gehalten. Locher prophezeite viele freiwillige Rückreisen, «wenn man ein bisschen Geld in die Hand nimmt». Er denkt an 25 000 bis 50 000 Franken, die kaufkraftbereinigt in Eritrea natürlich ein Vielfaches ausmachen würden. Mit weniger lohne sich die Rückkehr nicht, denn dann lasse sich keine Existenz aufbauen. Man stelle sich die Entwicklung der heute schon grössten Asylbewerbergruppe vor, wenn jeder Eritreer hierzulande ein paar zehntausend abholen könnte. Von den Kosten ganz zu schweigen. Die Steuerzahler müssten sich die Rückschaffung der hier anwesenden Eritreer-Gemeinde rund zwei Milliarden Franken kosten lassen. Dies wäre allerdings immer noch bescheiden im Vergleich zu den Beträgen, die anfallen, wenn die Schweizer für jeden einzelnen Eritreer aufkommen müssen. Da fast alle von ihnen dauernd von der Sozialhilfe abhängig bleiben, werden die Kosten pro Kopf und Leben eines Eritreers auf eine Million Franken geschätzt.

Heute beträgt also die Summe für die von den Linken – allen voran von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) – gewollte und geförderte Eritreer-Politik gemäss konservativer Rechnung 40 Milliarden Franken. Wenn wir die künftig zu erwartende Zuwanderung aus jenem Land sowie die hohe Geburtenrate hinzuzählen, dürften wir in einigen Jahren bei 80 Milliarden liegen. Mit solchen Beträgen liessen sich unsere Sozialwerke locker sanieren. Und die paar Kampffjets für die Armee könnte sich Viola Amherd mit einem Bruchteil der Eritreer-Kosten leisten.



## Der ehrenamtliche Berater

Von Erik Ebnetter — Abgewählt als Walliser Staatsrat, will Oskar Freysinger für die SVP die Romandie erobern. Das berüchtigte Wurmplakat übersetzte er in ironischem Ton ins Französische. Um seine Partei ins Gespräch zu bringen, ist ihm fast jedes Mittel recht.



«Indem man lospfeffert»: SVP-Politiker Freysinger.

Die Anfrage gestaltete sich denkbar unkompliziert: «Sie wollen mich treffen?», fragte Oskar Freysinger am Telefon. «Kommen Sie zu mir nach Savièse. Wir machen das *à la valaisanne*, mit Raclette und Fendant.»

Nun steht er im Wintergarten seines Hauses oberhalb von Sion, beobachtet von Deko-Buddhas und einer Katze, während er Käse auf die Teller streicht. Neben ihm plätschert ein kleiner Brunnen, leise Klaviermusik durchweht den halboffenen Raum, der in einen üppigen Garten übergeht. In der Ecke hängt ein Blechschild: «Mr. Good Lookin' is Cookin'!»

Freysinger, braungebrannt, hat Ferien auf Korsika und im Südtirol hinter sich, trägt Shorts und ein T-Shirt mit der Aufschrift «Stay cool». Ja, genau, «ruhig bleiben» – gerade er, der Erregungskünstler unter den Schweizer Politikern, bekannt dafür, in Schlagzeilen zu reden und in Versen zu sprechen.

Dass er sich als Zen-Buddhist neu erfunden hätte, wäre gelogen. Freysinger, ehemaliger Nationalrat, abgewählter Staatsrat, verantwortet den Nationalratswahlkampf der SVP in der Romandie. Sein Ziel in einem Satz: die Themen der Partei ins Gespräch bringen – «koste es, was es wolle».

Tatsächlich ist die SVP in der französischen Schweiz weniger profiliert als in der Deutschschweiz, was schon ihr Name erahnen lässt: Union démocratique du centre, kurz UDC. Das klingt nach Konsensstreben, nach Mitte und Mass, während die SVP ihren Aufstieg zur wählerstärksten Partei des Landes mit einem kompromisslosen Rechtskurs vollzog.

Schlüsselt man die Wähleranteile nach Sprachregionen auf, zeigt sich der Unterschied: 32,9 Prozent in der Deutschschweiz gegenüber 20,8 Prozent in der Romandie. Das reicht dort nur für Platz drei, hinter FDP und

SP. Etabliert hat sich die SVP in der französischen Schweiz trotzdem, spätestens seit sie mit Guy Parmelin einen frankophonen Bundesrat stellt.

### Zurück zu den Wurzeln

Kann ein solcher Bundesratssitz im Wahlkampf eine Hilfe sein?

«Hör mir auf mit dem Parmelin-Effekt!», sagt Freysinger, der inzwischen zum Du gewechselt hat («Wir kennen im Wallis keine Höflichkeitsform»). «Ein Bundesrat bringt parteipolitisch nie etwas, mit Ausnahme von Blocher, aber der wurde abgewählt, eben weil er etwas brachte.»

Worauf kommt es im Wahlkampf an?

«Dass man dem Gegner seine Themen aufdrängen kann.»

Wie macht man das?

«Indem man lospfeffert.»



Was das heisst, zeigte sich vor ein paar Wochen, als Freysinger in der *Republik* behauptete, George Soros, ein amerikanischer Milliardär ungarisch-jüdischer Herkunft, wolle die Nationalstaaten zerstören und sponsere dafür auch das Forum Aussenpolitik (Foraus), einen Think-Tank aus der Schweiz. Foraus wies das als antisemitische Verschwörungstheorie zurück. Der *Beobachter* forderte die SVP danach indirekt dazu auf, Freysinger als Wahlkampfleiter abzuziehen. Passiert ist nichts. Der Vorfall ist in der Partei, wie es heisst, kein Thema.

Freysinger fühlt sich bestätigt. «Was ist mein Ziel? Ich will, dass man über Souveränität redet. Der SVP geht es immer um Souveränität, alle anderen Positionen sind nur Ableitungen davon.» Über Soros und Foraus mag er sich allerdings nicht mehr konkret äussern, dafür erzählt er umso ausführlicher vom neusten Wahlkampfplakat der SVP: ein Schweizer Apfel, zerfressen von Würmern, die für die EU und die anderen Parteien stehen.

Was sogar in der SVP auf teils harsche Kritik stiess, verzückt Freysinger regelrecht: «Wir kehren zu unseren Wurzeln zurück: Angriff total!» Er selber hat den Plakatspruch – «Solle Linke und Nette die Schweiz zerstören?» – ins Französische übersetzt. Die Zeile lautet: «Des vers pour notre pomme? Non merci!» – «Würmer für unsere Äpfel? Nein danke!»

Freysinger erklärt, es handle sich um ein doppeltes Wortspiel: «Vers klingt wie *verts*, also Grüne, und *C'est pour ma pomme* ist Umgangssprache für «Es geht auf meine Kappe». Man kann den Spruch also auch so lesen: «Grüne auf unsere Kosten? Nein danke!» Wenn deren Klimapolitik ja etwas nicht ist, dann billig.»

### «Dunkle Seite des Lichts»

Er ist sichtlich zufrieden mit seinem Werk. «Es dauerte, bis ich mich damit durchsetzen konnte. Ich sagte zu Silvia Bär vom Generalsekretariat: «Ihr könnt bei uns nicht mit euren rabiaten Sprüchen kommen.» Nicht, dass ich ein Problem damit habe» – Freysinger grinst –, «aber in der Romandie zieht das nicht. Hier muss man feiner vorgehen, ironischer.»

Als Beispiel dienen ihm die Nachbarn rhoneabwärts: «Die Waadtler sind Softies. Das sind Berner, die kein Deutsch können. Ein brutaler Auftritt bringt da gar nichts.» Am Ende würden so oder so die Leute vor Ort entscheiden, wie der Wahlkampf geführt wird. Er selber verstehe sich eher als Berater – «ehrenamtlich», wie er mehrmals betont.

Ein weiterführendes Comeback schliesst er aus: «Das ist mir so fern wie der fernste Stern», sagt Freysinger, immer auf Wirkung bedacht, in akzentfreiem Bühnendeutsch. Im Frühling 2017 verlor er seinen Sitz in der Walliser Regierung an Christoph Darbellay, seither ist er als freier Autor tätig.

Warum kandidiert er nicht für den Nationalrat?

«Ich machte dem Volk ein Angebot, das Volk wählte Darbellay, jetzt hat es ihn, und ich mache etwas anderes, und alle sind zufrieden», sagt Freysinger und klingt trotzig.

Seine Abwahl hat er in einem Buch verarbeitet – «Die dunkle Seite des Lichts», Gattungsbezeichnung: «Survival-Report» –, aber verheilt scheinen die Wunden nicht. Über Darbellay, mit dem er einen knallharten Wahlkampf ausfocht, sagt er heute, zwei Jahre später: «Ich kann mit diesem Typen nichts anfangen. Er steckt für mich in der untersten

### «Die Waadtler sind Softies. Das sind Berner, die kein Deutsch können.»

Schublade, menschlich, intellektuell, ethisch. Was ihm dient, hält er für gut, was ihm schadet, für böse. Das ist das Nullstadium der Ethik.»

Noch einmal wechselt Freysinger in sein Bühnendeutsch, um seinen Rückzug aus der institutionellen Politik möglichst dramatisch darzustellen: «Die Chance ist vergeben worden, und eine zweite gibt es nicht.»

Berichtet er von seiner literarischen Arbeit, weicht das Pathos der Emphase: «Ich bin als Autor heute reifer denn je. Ich habe gelitten wie eine Sau, aber eine unglaubliche Lebenserfahrung gemacht. Man findet in der Politik ja alles, das Edelste und das Schlimmste.» Dass jeder Politiker zum Schriftsteller taugt, will er damit aber nicht behauptet haben. Didier Burkhalter, der sich als Romancier betätigt, seit er nicht mehr Bundesrat ist, sei künstlich dürftig: «Da spürt man keine Autorschaft. Der Mann schreibt so, wie er ist: fad. Ihm fehlt der Pfeffer.»

Obschon Burkhalter mit seinen Büchern eine gewisse Aufmerksamkeit erzielt – in der Politik wie in der Kunst eine harte Währung –, gibt Freysinger sich unbeeindruckt: «Ich will Leser, kein Publikum. Wer ein Publikum will, wird zum Gefangenen, wie der Politiker ein Gefangener seiner Wähler ist. Ich will kein Gefangener mehr sein. Sollten meine Bücher nach meinem Tod aus der Versenkung hervorkommen, habe ich mein Ziel erreicht.»

### Dreizehn Stents

Freysinger ist inzwischen 59, er hat dreizehn Stents und sagt, er rechne mit höchstens noch zwanzig Lebensjahren. Diese Zeit wolle er nutzen, nicht nur literarisch, sondern auch politisch. Er kämpfe nur noch für die Sache, zum Beispiel gegen den Rahmenvertrag, den er als «absoluten Horror» bezeichnet.

Was treibt ihn an?

«Wir haben – frei nach Leibniz – das beste aller möglichen politischen Systeme. Das will ich bewahren.»

Dass er immer wieder zu rechten Gesinnungsgenossen ins Ausland reist, was so-

gar in der SVP für Irritationen sorgt, steht für ihn nicht im Widerspruch dazu: «Wenn die Souveränisten in Europa die Oberhand gewinnen, stützt das die Souveränität der Schweiz», sagt Freysinger. «Die EU will die Schweiz schwächen. Also frage ich mich: Was kann ich tun? Die Antwort ist einfach: Ich gehe raus und werfe einen Stein in den Garten des Gegners.»

Vorerst kümmert er sich aber um die SVP in der Romandie. Seine Prognose: «Vielleicht gewinnen wir einen Sitz in der Waadt, vielleicht verlieren wir einen in Neuenburg. Grosse Veränderungen wird es jedenfalls nicht geben. Wir haben hier nicht so viel Fett angesetzt wie in der Deutschschweiz.»

Und die Klimadiskussion?

«Ich glaube, sie kam zu früh. Die Leute haben die Schnauze voll: Greta zum Frühstück, Greta zum Mittagessen – auf Dauer hält das niemand aus. Sie hat ja nicht einmal ein Argument. Sie sagt: «Ich will euch in Panik versetzen.» Gut, nehmen wir an, es stehe wirklich so schlimm, wie sie behauptet: In einer solchen Situation sollte man eher einen kühlen Kopf bewahren.»

Freysinger lächelt, vielleicht auch über die Ironie des Moments: dass er, der rhetorische Steinwerfer, zur Ruhe mahnt. Er schaut auf seinen Teller mit dem Raclette. Einen Moment zögert er. Dann greift er zum Pfeffer.

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

## Personenkontrolle

### Baeriswyl, Cassis, Bigler, Riklin, Salvini, Pfister, Zanetti, Stolkin, Berg, Rougy, Mundt, Hurter, Munz, Käslin

**Pascale Baeriswyl**, Fahnenflüchtige, verlässt ihren Posten als Staatssekretärin des Eidgenössischen Departements des Äusseren (EDA) auf Ende Jahr. Ab Frühjahr wird sie Leiterin der Schweizer Uno-Mission in New York. Also doch. *Die Weltwoche* hatte im Zuge von Recherchen zum umstrittenen Exportverbot für Pilatus-Flugzeuge geschrieben, Baeriswyl habe in dieser Sache persönlich Druck gemacht, weil sie nach Aussage von Insidern kurz vor dem Abgang stehe und dringend Erfolge vorweisen wolle. Vorsteher **Ignazio Cassis** (FDP) und die linke Spitzendiplomatin hätten das Heu nicht auf derselben Bühne. Das EDA dementierte die Meldung umgehend in einer ausserordentlichen Medienmitteilung. Jetzt ist der Grund für die untypische Reaktion aus Bern klar: Das EDA verneinte, weil die Nachricht stimmte. (gut)

**Hans-Ulrich Bigler**, Politfuchs, wundert sich über die plötzliche Angst mancher Wirtschaftsverbände vor einem parlamentarischen Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative. Das Parlament ist dabei, einen Gegentwurf auszuarbeiten, der den Initianten weit entgegenkommt. FDP-Nationalrat Bigler, Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes, macht nun die Vertreter der Grossunternehmen dafür verantwortlich. «Economiesuisse und Swissholdings haben sich im Nationalrat für den Gegenvorschlag starkgemacht», sagt er gegenüber der *Weltwoche*. Zwar hätten sie ihre Meinung inzwischen geändert, aber den parlamentarischen Gegenvorschlag gäbe es ohne sie nicht. (hmo)

**Kathy Riklin**, Kreuzkriegerin, liest **Matteo Salvini** die Leviten. Auf Twitter kommentiert sie ein Foto, auf dem zu erkennen ist, dass der italienische Innenminister an seiner Halskette ein Kreuz trägt: «Das Kreuz und religiöse Symbole haben in der Politik nichts zu suchen.» Allerdings vertritt Kathy Riklin als CVP-Nationalrätin ausgerechnet jene Partei, die das Christliche sogar im Namen führt. Ob sich die CVP mittlerweile vom Christentum distanzieren, fragte die *Weltwoche* Parteichef **Gerhard Pfister**. Dieser wollte Riklins Äusserung nicht kommentieren. (fsc)

**Claudio Zanetti**, Romantiker, stellt philosophische Betrachtungen über die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit an. In einem Essay kritisiert der Zürcher SVP-Nationalrat den



**Hartnäckig:** Kläger Stolkin.



**Erfolgsdruck:** Staatssekretärin Baeriswyl.



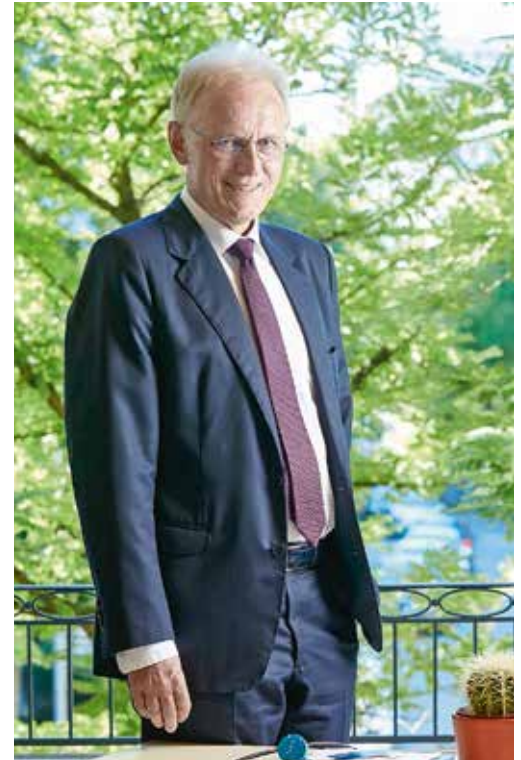
**Gerechtigkeitssinn:** SVP-Nationalrat Zanetti.

«Drang der Linken, Gerechtigkeit zu schaffen, ja zum Preis neuer Ungerechtigkeit zu erzwingen». Die «linke Terminologie» der Gerechtigkeit sei «ebenso gefährlich wie verhänglich». Zanettis Text erschien am vergangenen Freitag im *Zürcher Boten*, der Parteizeitung der kantonalzürcherischen SVP. Am gleichen Tag lancierte die Partei ein Volksbegehren unter dem Titel «Gerechtigkeitsinitiative». (fsc)

**Philip Stolkin**, schlechter Verlierer, scheidet vor Bundesgericht. Der Anwalt hatte letztes Jahr zusammen mit der Schriftstellerin **Sibylle Berg** und dem SP-Politiker **Dimitri Rougy** das Referendum gegen den Einsatz von Versicherungsdetectiven ergriffen. Nachdem die Stimmbürger das Gesetz an der Urne mit grossem Mehr angenommen hatten, verlangte Stolkin beim Bundesgericht, die Abstimmung sei aufzuheben: Das Bundesamt für Sozialversicherungen und die Suva hätten vor der Abstimmung Fake News verbreitet. Die Lausanner Richter sehen das anders und halten die Informationen insgesamt für einigermassen sachlich, wie sie diese Woche mitteilten. Damit entkräftet das



**Symbolpolitik:** CVP-Nationalrätin Riklin.



**Flexibel:** FDP-Nationalrat Bigler.

Bundesgericht Befürchtungen, es werde – nachdem es im Frühling den Urnengang über die CVP-Initiative gegen die Heiratsstrafe wegen behördlicher Falschinformation annulliert hatte – nun reihenweise Volksentscheide aufheben. (fon)

**Michael Mundt**, Geburtstagskind, engagiert sich im bisher eher schläfrigen Schaffhauser Nationalratswahlkampf. Als Zweiter auf der SVP-Liste nach Nationalrat **Thomas Hurter** versucht er, SP-Frau **Martina Munz** den zweiten Nationalratssitz des Kantons abzufragen. Dieser Versuch erhielt jetzt unverhofften Schwung. Anlässlich Mundts Geburtstag am 27. August wurde der Bahnhof Schaffhausen mit grelleuchtenden Grossplakaten vollgeplästert, auf denen der Jubilar mit Papierhut und Partytröte abgebildet ist. Mundt selbst wurde von der Aktion überrumpelt, jedoch geben die Plakate einen Hinweis auf die Urheber-schaft: «Herzliche Gratulation von den steuergeflüchteten Heimweh-Schaffhausern». Insider vermuten als Auftraggeber der Plakatkampagne den in der Finanzindustrie tätigen **Fabian Käslin**, wohnhaft in Rüschlikon. (fsc)



## Nachruf

**Ines Torelli (1931–2019)** — Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wann ich Ines das erste Mal begegnet bin. Es muss zu ihrer Zeit beim Cabaret RüebliSaft – in den 1950er Jahren – gewesen sein. Damals hiess sie noch Ines Stierli. Ihren Künstlernamen leitete sie später aus der spanischen Übersetzung (Stier heisst *toro*) ab. Man spürte bei ihr schon in den Anfängen die unaufhaltsame Lust am Spiel und an der Beweglichkeit. Sie sang und tanzte, als gäbe es kein Morgen. Dass sie ursprünglich eine Schneiderlehre gemacht hatte, konnte man sich kaum vorstellen.

Fredi Bruggmann war es, der sie entdeckte und zum Cabaret Fédéral holte. Damit war ihre Karriere so richtig lanciert. In den 1960er Jahren avancierte Ines Torelli zum ersten Schweizer Musicalstar. Hans Gmür und Karl Suter schrieben ihr die Stücke «Bibi Balù» und «Golden Girl» quasi auf den Leib. Eigene Kinder hatte sie nicht. Doch sie liebte es, mit und für Kinder zu arbeiten. An der Seite von Paul Bühlmann und Jörg Schneider war sie auf den Kasperltheater-Kassetten in den siebziger und achtziger Jahren wohl ein Teil jeder Schweizer Kindheit. In dieser Zeit übernahm sie au-



*Stierli auf Spanisch:* Sängerin Torelli.

sserdem die renommierte Zürcher Märchenbühne. Doch auch bei den Erwachsenen verschaffte sie sich Gehör: «Gigi vo Arosa», eine von Max Rüeger und Hans Gmür geschriebene Adaption von Dalidas «Gigi l'Amoroso», wurde zu ihrem grössten Hit. Neben Margrit Rainer ist Ines Torelli wohl eine der stilprägendsten weiblichen Persönlichkeiten in der Schweizer Unterhaltungsbranche ihrer Epoche.

Ich kenne niemanden, der Ines nicht in sein Herz geschlossen hätte. Daran änderte auch nichts, dass sie in Proben ziemlich kratzbürstig und aufbrausend sein konnte. Fluchworte waren ihr nicht fremd. Aber der Erfolg gab ihr immer recht: In der «Kleinen Niederdorfer» sorgte sie für Furore, mit «Torelli total» erhielt sie eine eigene TV-Show. 1990 spielte sie die Hauptrolle in der «chline Häx». Überhaupt lagen ihr Hexen auf der Bühne näher als Prinzessinnen.

Ines hätte noch viele grosse Rollen spielen können. Doch 1993 wanderte sie mit ihrem Ehemann Edi Baur nach Riverport in die kanadische Provinz Nova Scotia aus. Nicht alle konnten diesen Schritt verstehen. Telefonisch hielten wir Kontakt. Ich nahm mir immer vor, Ines endlich einmal in ihrer neuen Heimat zu besuchen. Doch als ich das letzte Mal mit ihr sprach, tönte sie nicht mehr gut. Nun ist der Moment für den Besuch leider verpasst. Was mir bleibt, sind die wunderbaren Erinnerungen an einen herzlichen Menschen und eine grosse Unterhaltungskünstlerin. Ines, ich verneige mich vor dir und deinem Lebenswerk. *Elisabeth Schnell*  
Aufgezeichnet von Thomas Renggli

# Sollen Linke und Nette die Schweiz zerstören?

## Linke und Nette zerstören die bewährten Stärken und Tugenden der Schweiz, weil sie unser Land in die EU zwängen wollen. Sie ...

... zerstören **unsere direkte Demokratie, unsere Freiheit und Unabhängigkeit**, weil sie unser Land an die EU anketten wollen. Dann diktiert Brüssel unsere Gesetze und EU-Richter haben das letzte Wort. Volksentscheide gelten nichts mehr!

... zerstören die **innere Sicherheit** unseres Landes, indem sie immer mehr Ausländer und Asylmissbraucher, viele von ihnen Kriminelle, ins Land lassen und weil sie verhindern, dass Kriminelle konsequent ausgeschafft werden. Kein Wunder sind **67%** aller Insassen in Schweizer Gefängnissen Ausländer!



... zerstören **unsere Sozialwerke**, indem sie immer mehr Ausländer direkt in unsere Sozialwerke einwandern lassen. **58,6%** aller Sozialhilfebezüger sind Ausländer!

... zerstören **unsere gute Infrastruktur und Natur**, weil sie allein in den letzten 13 Jahren **eine Million** mehr Menschen in unsere kleine Schweiz gelassen haben!

... zerstören **Mittelstand und Gewerbe**, das Rückgrat unserer Wirtschaft, mit immer neuen Steuern und Abgaben auf Energie, Benzin und Heizöl. Rund **150 bis 200 Milliarden** Franken kostet uns die Energiewende, von der niemand weiss, ob sie überhaupt funktioniert!

## Wer das nicht will, wählt lieber SVP!





Es wäre doch alles besser: Klimademo, 15. März 2019, Zürich.

## Gesellschaft

# Heilsbringer Kind

Von Katharina Fontana und Philipp Gut — Die Klimajugend will nicht weniger als die Welt retten. Eltern und Politiker applaudieren. Dabei schüren sie falsche Erwartungen – und verkennen die Grenzen, die Kinder und Jugendliche vom Erwachsensein trennen.

**G**ebt den Kindern das Kommando  
 Sie berechnen nicht, was sie tun  
 Die Welt gehört in Kinderhände  
 Dem Trübsinn ein Ende  
 Wir werden in Grund und Boden gelacht  
 Kinder an die Macht

Herbert Grönemeyer, *Kinder an die Macht*, 1986

Schmale Schultern tragen eine schwere Last. «Die Menschheit steht vor ihrer vielleicht grössten Herausforderung. Mit der Klimakrise, der Umweltkrise und der Biodiversitätskrise steuern wir auf eine äusserst ungewisse Zukunft zu», warnen die jugendlichen Promotoren der Klima-Charta. Sie verstehen sich als Teil des Klimastreiks, einer internationalen Bewegung, die neuerdings auch hierzulande für Furore sorgt. Im Vorfeld der eidgenössi-

schen Wahlen vom Oktober erhöhen sie jetzt den Druck. «Wir fordern, dass die Schweiz den nationalen Klimanotstand ausruft», heisst es in der Charta. Und die Politiker sollten sich dringend dazu bekennen. Kämen sie den Forderungen «im aktuellen System» nicht nach, brauche es einen «Systemwandel», so die linksradikal angehauchte Rhetorik.

Am 20. September, einen Monat vor den Wahlen, wird die Klimajugend schweizweit demonstrieren. Es soll ein nationaler Superanlass werden, laut und bunt, und er soll den Politikern Feuer unter dem Hintern machen: «Wir erwarten Taten statt nur Worte!», lautet die selbstbewusste Ansage der Organisatoren. Bei den Erwachsenen stösst die «Fridays for Future»-Bewegung, seit sie im Dezember 2018 in der Schweiz Fuss gefasst hat, auf fast uneingeschränkte Bewunderung – endlich wieder

eine Jugend, die sich für eine gute Sache einsetzt, so der Tenor. Gesellschaft und Medien zeigen sich geradezu begeistert ob der engagierten Kinder, ebenso die Politiker, welche die Klimawelle schlicht für zu mächtig halten, um nicht darauf zu surfen. Mütter und Väter marschieren Seite an Seite mit dem Nachwuchs, protestieren für höhere Benzinpreise oder skandieren Parolen wie «System change – not climate change». Eltern werden dem klimabewegten Sohn zuliebe von Vielfliegern zu Nachtzugfahrern oder mit Rücksicht auf die klimabewegte Tochter von Biofleischessern zu Veganern.

Es scheint, als ob der Grönemeyer-Song «Kinder an die Macht» sanft die Hirne berieselt hätte. Irgendwie greift die Vorstellung um sich, es wäre alles besser, wenn Kinder und Jugendliche die Welt regierten. Keine Kriege





die Klimaschüler in Secondhand-Kleidern rumlaufen und die Mädchen mit Vorliebe Frisuren mit sehr kurzen Stirnfransen tragen. Ein Gutteil der Klimastreiker dürfte es schlicht auch cool finden, den Rebellen zu geben; viele würden wohl auch mitmarschieren, wenn man für freies Kiffen an den Schulen oder für Gratis-Handys protestieren würde.

Selbst innerhalb der Gymnasien sorgt das Klimathema nicht nur für eitel Sonnenschein. Von Schülerinnen und Schülern ist zu hören, dass sie sich über die Klima-Aktivisten an der Schule, die von ihnen Solidarität einfordern, teils beträchtlich nerven. Anders gesagt: Man kann die Bewegung nicht ignorieren, man sollte sie aber auch nicht überschätzen. Es ist nicht «die» Jugend, die wegen des Klimas auf die Strasse geht, sondern es ist eine relativ kleine Minderheit aus einer privilegierten Schicht. Insofern ist es auch deplatziert, den Jungen pauschal Doppelmoral vorzuwerfen, wenn viele von ihnen weiterhin ins Flugzeug steigen, sich Handys kaufen oder Fleisch essen – man kann die Klimajugend nicht mit der Jugend schlechthin gleichsetzen.

#### Phrasen wie im Parlament

Ging es in der Klimadebatte zu Beginn noch hauptsächlich darum, für Alarmstimmung zu sorgen und der Gesellschaft ein schlechtes Gewissen zu machen, sind die Forderungen mittlerweile konkret und sehr politisch geworden; das schlägt sich auch in der Sprache nieder, in der bereits Vierzehnjährige ähnliche Phrasen verwenden, wie man sie an einer Parlaments-

#### Der kindliche Egoismus schlägt oft früher durch, als einer Mutter oder einem Vater lieb ist.

debatte hört. So soll die Charta der Klimajugend zeigen, wie klimafreundlich die Kandidaten sind, die sich im Oktober zur Wahl stellen. Gute Noten erhalten jene, die die Ziele der Klimajugend teilen: den Klimanotstand ausrufen oder bei den Treibhausgasemissionen bis 2030 netto null erreichen. Auch der Finanzplatz ist ins Visier der Kinder und Jugendlichen geraten: Sie drohen den Firmen, die weiterhin in klimaschädliche Projekte investieren, mit einer «schwarzen Klima-Liste». Dabei bewegen sie sich keineswegs in der Dimension blosser Luftschlösser. Die zuständige Kommission des Ständerats forderte jüngst ebenfalls klimapolitische Massnahmen für den Finanzsektor (siehe Artikel Seite 26). Die Mitglieder der altherwürdigen *chambre de réflexion* und die jungen Strassenprotestler gehen Hand in Hand.

Der Umstand, dass Kinder und Teenager neuerdings die Moralinstanz in Sachen Klima sind und dass sie von den Erwachsenen verlangen, ihren Forderungen zu folgen, ist gewöhn-

nungsbedürftig. Man kann darin durchaus eine jugendliche Selbstüberschätzung, ja Arroganz und Grössenwahnsinn sehen. Es gibt allerdings auch eine Kehrseite. In Lausanne hielten Anfang August Hunderte Jugendliche aus ganz Europa einen Klimagipfel ab, an dem auch die schwedische Leitfigur Greta Thunberg teilnahm. Sie diskutierten an Workshops und Plenarsitzungen, mit welchen Massnahmen man die Klima-Apokalypse verhindern könne, und verabschiedeten schliesslich eine mehrseitige Erklärung, die von einem Elfjährigen verlesen wurde. Einige Jugendliche erlitten während des Treffens nervliche Krisen. «Wir alle spüren einen unglaublichen Druck auf unseren Schultern. Die Klimastreikenden sind die Einzigen, die ernsthaft etwas gegen den Klimawandel tun. Wir kämpfen für nichts weniger als das Überleben der Menschheit. Dieser Druck wird manchmal einfach zu gross für uns», sagte einer der Wortführer von Klimastreik Schweiz gegenüber dem Online-Portal *Watson*.

#### Lasst die Kinder allein marschieren!

Eine solche Aussage berührt. Und ist gleichzeitig beängstigend. Wie wirkt es sich wohl auf die Psyche eines jungen Menschen aus, wenn er meint, er sei für die Rettung der Welt zuständig? Wie ohnmächtig und frustriert muss sich ein Teenager fühlen angesichts dieser Herkulesaufgabe? Wir fragen nach beim namhaften deutschen Kinder- und Jugendpsychiater Michael Winterhoff. Für Winterhoff – durch sein Buch «Warum unsere Kinder Tyrannen werden» einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden und derzeit mit «Deutschland verdummt» auf der *Spiegel*-Bestsellerliste – läuft in der Klimadebatte einiges schief. Dass sich Kinder und Jugendliche weltweit und über eine längere Zeit für eine gute Sache engagierten, zum Teil sehr idealistisch, sei erfreulich. Doch die Verantwortung, zu handeln und die gebotenen politischen Massnahmen zu ergreifen, liege bei den Erwachsenen. «Ein Sechzehnjähriger hat keine Konzepte, wie er das Klima retten kann, und das muss er auch nicht. Wenn Erwachsene den Kindern sagen: «Ihr seid die Hoffnung, ihr seid die Zukunft, wir vertrauen auf euch», überfordert man sie komplett.» Für Winterhoff zeigt sich in der Klimadebatte einmal mehr, dass die Erwachsenen sich nicht genug von der Jugend abgrenzten. «Wer mit seinem Kind an der Klima-Demo mitmarschiert, nimmt ihm was weg. Die Jungen sollen protestieren, sie sollen das aber für sich tun, und wenn sie dafür freitags die Schule schwänzen und sanktioniert werden, müssen sie das allein durchstehen.»

Und wie verhält man sich, wenn der Sohn nicht mehr fliegen will und die Familienferien torpediert? Oder wenn die Tochter findet, die Familie müsse sich künftig vegan ernähren? «Letztlich müssen die Eltern entscheiden, wie

mehr, keine Umweltkrisen, keine Ungleichheit. Allen Ernstes?

#### Privilegierte Schicht

Den jugendlichen Weltrettern Naivität vorzuwerfen, wäre allerdings selbst naiv, sagt sinngemäss der Wiener Philosoph und Zeitgeistkritiker Konrad Paul Liessmann im Interview (siehe Seite 19). Das Problem liege weniger im «jugendlichen Erlösergestus» als darin, dass viele Erwachsene mitmachten und dabei die Grenze verkennen würden, die Kinder und Jugendliche von der Mündigkeit trennt. Das gilt auch und besonders im rechtlichen Bereich (siehe Artikel Seite 18).

Man kann über den unglaublichen Klimahype, der die Schweiz und die Welt ergriffen hat, zwar den Kopf schütteln. Gleichzeitig sollte man die Bewegung auch nicht grösser machen, als sie ist. Die Aktivisten sind hierzulande fast ausschliesslich an Gymnasien zu finden; «Fridays for Future» sind kaum Anlässe, an denen sich Realschüler oder Handwerkerlehrlinge wohl fühlen. Wie bei jeder Jugendbewegung spielt auch bei der Klimajugend der Wunsch mit, sich mit einer Gruppe zu identifizieren und vom grossen Rest abzugrenzen – was sich unter anderem darin äussert, dass

sie leben wollen und welche Regeln in der Familie gelten. Hat man einen richtig überzeugten Klimaschützer im Haus, kommt man wohl nicht darum herum, die Ferienpläne miteinander zu besprechen. Es kann aber nicht sein, dass am Ende der Sohn oder die Tochter bestimmt, wohin man reist und was zu Hause auf den Tisch kommt.» Viele Eltern hätten

---

## Ein Gutteil der Klimastreiker dürfte es schlicht auch cool finden, den Rebellen zu geben.

---

heute eine symbiotische Beziehung zum Kind, sie würden das Kind als Partner ansehen und eigene Gefühlsdefizite zu kompensieren suchen, sagt der Psychiater. Dieser Missstand bewirke, dass sich die Kinder zunehmend allmächtig fühlten, alles steuern und bestimmen wollten und damit letztlich lebensuntüchtig würden. Ausdruck davon sei der epidemische Zuwachs von Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern, so Winterhoff.

### Woher kommt die Idealisierung?

Woher die Idealisierung von Kindern kommt und warum man ihnen sogar mehr zutraut als den Erwachsenen, ist erklärungsbedürftig. Konrad Paul Liessmann meint, Erwachsensein bedeute, seine eigene Unzulänglichkeit und Begrenztheit zu erkennen. «Daraus resultiert der Wunsch, dass es die Nachkommen einst besser machen.» Zudem sei mit jeder Geburt ein Neuanfang gesetzt. Jedes Kind habe noch ein Leben vor sich und alle Möglichkeiten offen. «Es ist deshalb intuitiv naheliegend und rational, auf Jugend zu setzen, wenn man etwas verändern will. Man soll es bloss nicht überziehen.»

Sicher, Babys und Kleinkinder sind bezaubernd, unschuldig und rein. Doch das bleibt nicht lange so: Der kindliche Egoismus schlägt früher durch, als einer Mutter oder einem Vater oft lieb ist; dem eigenen Kind zu Hause das Kommando zu geben, würde direkt ins Chaos führen. Auf die Spitze getrieben hat das William Golding in seinem Buchklassiker «Herr der Fliegen», wo eine Gruppe Schuljungen nach einem Flugzeugabsturz auf einer einsamen Insel landet und – auf sich allein gestellt und ohne den Schutz der Erwachsenen, der Lehrer oder anderer Autoritäten – sich in einen blutigen Konflikt verstrickt. Es reicht aber auch schon, an die Dramen auf dem Schulweg und dem Pausenplatz zu denken, als man selbst klein war. An den Boshaftigkeiten und – auch seelischen – Grausamkeiten, die Kinder einander antun, hat sich nichts geändert. Einzig die Methoden sind mit den sozialen Medien vielfältiger geworden.

Übrigens: Als Herbert Grönemeyer «Kinder an die Macht» schrieb, war er dreissig Jahre alt. Und noch nicht Vater.

## Gesetze

# Unmündig statt allmächtig

Von Katharina Fontana — Kinder und Jugendliche haben nicht nur Rechte, sondern auch spezielle Pflichten.

**I**m Zuge der Klimaproteste hat eine alte Forderung neuen Schwung erhalten: die Senkung des Stimmrechtsalters auf sechzehn oder vierzehn Jahre. Der Ruf, bereits pubertierende Teenager zu vollwertigen Staatsbürgern zu erklären, passt zum allgemeinen Trend, immer mehr Rechte für Kinder und Jugendliche zu fordern, bevor sie mit achtzehn Jahren die zivile Mündigkeit erreichen. Bereits in der Primarschule werden heute die Kinderrechte durchgenommen – mit der Folge, dass so manch ein Drittklässler überzeugt ist, die Eltern müssten künftig alles und jedes mit ihm aushandeln. Dabei geht gerne vergessen, dass Minderjährige, rechtlich gesehen, eine Kategorie für sich sind. Sie sind handlungsunfähig, unterstehen der elterlichen Autorität, genießen speziellen Schutz und haben besondere Pflichten.

Das Zivilgesetzbuch formuliert es so: «Das Kind schuldet den Eltern Gehorsam; die Eltern gewähren dem Kind die seiner Reife entsprechende Freiheit der Lebensgestaltung und nehmen in wichtigen Angelegenheiten, soweit tunlich, auf seine Meinung Rücksicht.» Welche Freiheiten einem Kind und Jugendlichen eingeräumt werden sollen, das wird in jeder Familie wohl ein bisschen anders gehandhabt. Allgemein gilt, dass Kinder ab dem Schulalter kleine Alltagsdinge selbständig erledigen und später immer mehr auch bei der Freizeit und der Ausbildung mitreden dürfen. Das heisst umgekehrt nicht, dass die Eltern ihnen alle Wünsche erfüllen müssen, etwa bei den Ausgehzeiten oder den Ferien; das letzte Wort liegt bei den Eltern. Anders sieht es aus im höchstpersönlichen Bereich: Bei Kleinkindern entscheiden Mutter und Vater über Ernährung, Impfungen oder medizinische Behandlungen, Jugendliche tun das für sich allein; das kann selbst für lebensrettende Therapien gelten.

In Scheidungsfamilien dürfen Kinder beim Besuchsrecht massgeblich mitreden. Die Praxis geht davon aus, dass ein Kind ab zwölf Jahren zu einer autonomen Willensbildung fähig ist: Legt sich ein Zwölfjähriger quer, weil er am Wochenende lieber Fussball spielt als den Vater besucht, kann er seinen Willen bei den Be-

hörden meist durchsetzen. In das Kapitel Pflichten fällt, dass das Kind für absichtlich verursachte Schäden selber aufkommen muss. Schlägt ein Elfjähriger eine Scheibe ein, besprays ein Teenager eine Hausfassade, können sie sich nicht hinter den Eltern verstecken. Fehlt dem Kind das Geld, was häufiger der Fall sein dürfte, kann es vom Geschädigten betrieben werden.

Geht es um private Verträge, sind den Jungen hohe Grenzen gesetzt: Wer noch nicht achtzehn Jahre alt ist, darf einen Vertrag im Prinzip nur mit Zustimmung der Eltern abschliessen – ausgenommen sind Geschäfte im Bereich von Taschengeld oder Lehrlingslohn. Eine Sonderstellung nehmen Kinder und Jugendliche im Strafrecht ein: Ab zehn Jahren ist ein Kind strafmündig, wobei die Jugendbehörden in diesem Alter auf erzieherische Mass-

---

## Manch ein Drittklässler ist überzeugt, die Eltern müssten alles mit ihm aushandeln.

---

nahmen setzen und das Kind beispielsweise zu Putznachmittagen abkommandieren können. Ab fünfzehn Jahren wird es ernster: Wer ab diesem Alter ein grobes Delikt begeht, muss mit bis zu einem Jahr Freiheitsstrafe rechnen. Und ab achtzehn Jahren gilt das Erwachsenenstrafrecht.

Als besonders schutzbedürftig werden die Jungen bei der Sexualität angesehen. Bis zum Schutzalter von sechzehn Jahren gelten sie gesetzlich als «Kinder», und wer mit ihnen eine sexuelle Handlung vornimmt, macht sich strafbar; Jugendliche sind ausgenommen. Mit sechzehn Jahren darf ein Jugendlicher selber über seine Religionszugehörigkeit entscheiden. Mit achtzehn Jahren wird man volljährig, entflieht der elterlichen Aufsicht, darf heiraten, Mietverträge unterschreiben oder – für die streikenden Gymnasialisten von Interesse – sich selber Absenzen für die Schule ausstellen. Praktischerweise kann man von den Eltern aber noch immer finanzielle Unterstützung einfordern, bis zum Abschluss einer «angemessenen» Ausbildung, was sich weit ins dritte Lebensjahrzehnt hinziehen kann.



## «Jugendlicher Erlösergestus»

Von Philipp Gut — Der Philosoph Konrad Paul Liessmann erklärt, warum es schrecklich wäre, wenn Kinder oder Jugendliche regierten. Und woher die naive Vorstellung kommt, dass sie es besser könnten.

**Herr Liessmann, was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie den Slogan «Kinder an die Macht» hören?**

Wenn es wirklich ernst gemeint wäre, könnte man sich darüber nur erschrecken. Wahrscheinlich meinen die, die das fordern, eher Jugendliche. Ihnen traut man zu, in einem gewissen Ausmass politische Verantwortung zu übernehmen. Ich habe da aber meine Zweifel.

**Was müsste man denn von einer Kinder- oder Jugendherrschaft erwarten?**

Kind sein bedeutet überhaupt erst, in soziale und politische Strukturen hineinzuwachsen. Und Macht haben bedeutet, souverän über diese Erfahrungen und Strukturen verfügen zu können. Das ist bei Kindern einfach nicht gegeben. Das ist das eine. Das andere ist, dass zum Erwachsenwerden das Akzeptieren jener Grundlagen und Normen gehört, die so etwas wie ein politisches Gemeinwesen möglich machen. Es ist eine Illusion, zu glauben, dass Kinder nur friedlich und kooperativ sind. Das sind sie manchmal. Und manchmal sind sie unglaublich egomanisch und grausam. Sie können das aber noch nicht reflektieren. Aus der Entwicklungspsychologie wissen wir, dass sich moralisches Empfinden und Bewusstsein erst allmählich ausbilden. Jemanden an die Macht zu lassen, der noch in jenem Stadium ist, in dem es nur um die unmittelbare Befriedigung seiner Bedürfnisse geht, wäre eine Katastrophe. Infantilität ist kein politisches Programm.

**Der Gesetzgeber definiert klare juristische Schranken für Minderjährige. Sind sie aus anthropologischer Sicht gerechtfertigt?**

Natürlich. Wir sind überzeugt davon, dass Jugendliche schutzbedürftig sind, gerade im Bereich der Sexualität, der Kommunikation und des Konsums. Auf der anderen Seite fordern wir «Jugendliche an die Macht». Das widerspricht sich zutiefst. In Österreich haben wir das Wahlalter auf sechzehn herabgesetzt und nicht nur die besten Erfahrungen damit gemacht. Aber man muss auch sagen, dass aus Jugendbewegungen immer wieder ganz relevante politische, kulturelle, ästhetische Impulse gekommen sind. Denken Sie in der Literatur an den Sturm und Drang, das waren junge Leute – der junge Goethe, der junge Schiller, der junge Lenz –, die



*Unzulänglichkeit und Begrenztheit:* Liessmann.

sich aufgelehnt haben. Oder an das Junge Deutschland, das die politische Stimmung im 19. Jahrhundert mitgeprägt hat. Oder an den Jugendstil.

**Welche Eigenschaften sind denn der Vorteil der Jugend?**

Sie ist offener, neugieriger, experimentier- und risikofreudiger – weil sie nichts zu verlieren hat. Das Problem bei Erwachsenen ist ja immer, dass sie bei jeder Veränderung fallieren können. Von daher kommt die grosse Mittelstandsangst der Gegenwart. Junge Leute haben noch nichts, können also auch nichts verlieren. Das könnte man schon für eine dynamische Entwicklung des Gemeinwesens nützen. Aber «Kinder an die Macht» zu fordern, das ist wirklich nur plakativ.

**Wenn Politiker diese Forderung unterstützen, tun sie das kaum aus reiner Selbstlosigkeit.**

Ganz sicher nicht. Ich sehe zwei Motive dahinter. Man denkt, die Jungen würden dann schon das Richtige wählen, wenn man ihnen entgegenkommt. Die Herabsetzung des Wahlalters wurde in Österreich vor allem vom linken Spektrum forciert – in der Hoffnung, die Jugendlichen würden qua Alter dazu tendieren, links oder grün zu wählen. Man war dann doch einigermaßen überrascht, dass viele Jugendliche – vor allem die männlichen – die Freiheitliche Partei ge-

wählt haben. Man kann sich da auch verkalculieren. Das zweite Motiv sehe ich darin, dass sich die Erwachsenen entlasten. Sie lehnen sich zurück und denken: «Die Jungen werden es schon richten.»

**Ist das Bild, das wir uns von Kindern und Jugendlichen machen, zutreffend?**

Es ist stark von den Medien und naiven reformpädagogischen Vorstellungen vom reinen, verantwortungsbewussten, kooperativen Kind geprägt. Wir übersehen leicht, dass viele in Milieus heranwachsen, in denen ganz andere Ideale herrschen – beispielsweise sehr autoritäre Konzeptionen von Männlichkeit. Zu glauben, dass jemand nur deshalb, weil er jung ist, eine bessere Politik macht – dieser jugendliche Erlösergestus –, ist unrealistisch. Das war ja auch in der Studentenbewegung so, in der ich gross geworden bin. Ich sehe die heutige Situation daher mit einer gewissen milden Distanz: Man freut sich, dass die Jugendlichen zusammenkommen, nachdenken, diskutieren, aber man hat selber miterlebt, wie eine solche Bewegung entstand, wie sie sich radikalisiert hat und zerfallen ist, gescheitert an den eigenen Ansprüchen.

**Woher kommt überhaupt die Vorstellung, dass Kinder eine bessere Welt schaffen würden?**

Es gibt zwei Gründe. Erwachsen sein bedeutet, seine eigene Unzulänglichkeit und Begrenztheit zu erkennen. Daraus resultiert der Wunsch, dass es die Nachkommen einst besser machen. Der zweite Grund – und das ist eine Idee der Philosophin Hannah Arendt – liegt darin, dass mit jeder Geburt ein Neuanfang gesetzt ist. Erwachsene haben ihre Lebenschancen gehabt, genützt oder verspielt und haben nicht mehr viel Zeit. Jedes Kind, das geboren wird, hat noch ein Leben vor sich, hat noch alle Möglichkeiten. Es ist deshalb intuitiv naheliegend und rational, auf die Jugend zu setzen, wenn man etwas verändern will. Man soll es bloss nicht überziehen. Beim heutigen Jugendkult schämt man sich ja schon fast, zu sagen, dass man einen anderen Stil und Geschmack hat als Sechzehnjährige. Wir sollten uns in Erinnerung rufen, dass es auch produktiv sein kann, wenn es gewisse Konfrontationen zwischen den Generationen gibt. Das Tröstliche an der ganzen Debatte über Jugendlichkeit ist ja, dass es keinem Jugendlichen erspart bleibt, erwachsen zu werden. Man kann nicht ein Leben lang Jugendlicher sein. «Kinder an die Macht» ist darum keine Perspektive – es ist nur Rhetorik.

Konrad Paul Liessmann lehrt an der Universität Wien. Der Philosophieprofessor gehört zu den profiliertesten akademischen Analytikern brennender Gegenwartsfragen.

# Das Bundesamt schürt Wasser-Panik

Von Beat Gygi — Die Landwirtschaft gefährdet das Schweizer Grundwasser. Mit dieser Kritik mischt sich das Bundesamt für Umwelt in die Debatte über die Trinkwasserinitiative. Die Zahlen stützen die Behauptungen nicht.

Nach dem Klima-Alarm macht sich in der Schweiz Wasser-Panik breit. Mitte August hat das Bundesamt für Umwelt (Bafu) einen Bericht zum Zustand des Grundwassers in der Schweiz veröffentlicht, der den Eindruck erzeugt, dass die sichere Trinkwasserversorgung zunehmend in Gefahr gerate und das Land Raubbau an einem seiner kostbarsten Rohstoffe betreibe. Medien, vor allem die NZZ, haben dem Alarm publizistisch Nachdruck verschafft, und dieser Tage hat der *Blick* ihn aufgefrischt mit der Schlagzeile: «Bauern bauen Mist – und die Behörden tun nichts». Der Kampf um das Wasser in der Schweiz wird verbissener, die Auseinandersetzung zwischen Umweltlobby und Landwirtschaft funkt zurzeit direkt in die laufenden parlamentarischen Behandlungen von Umweltthemen hinein.

## Appell an die Politik

Der Bafu-Grundwasserbericht und die damit verbundenen Medienberichte erschienen nämlich kurz vor der Sitzung der zuständigen Ständeratskommission, an der zwei einschlägige Initiativen von Umweltorganisationen auf der Traktandenliste standen. Die Umweltlobby fordert die hundertprozentige Reinheit des Grundwassers und Nulltoleranz gegenüber jeglicher Beeinträchtigung durch die Zivilisation. So verlangt die Trinkwasserinitiative, dass den Bauern, die Pestizide oder bestimmte Antibiotika anwenden, die Direktzahlungen zu streichen seien. Und die Initiative für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide soll die Anwendung von Pflanzenschutzmitteln überhaupt verbieten.

Die Landwirtschaft dagegen will einen gewissen Spielraum für eine Landnutzung behalten, bei der in begrenztem Umfang Stoffe ins Wasser gelangen, die von Natur aus nicht drin sind. Der Bauernverband mit Präsident Markus Ritter konnte seine Position in der Juni-Sitzung des Nationalrats durchbringen, als die Versammlung einen Gegenvorschlag zur Trinkwasser- und zur Anti-Pestizid-Initiative ablehnte. Die soeben erfolgte Publikation der Bafu-Grundwasserstudie kann damit als Unterstützung für das Umweltlager gesehen werden, das nach der Niederlage im Nationalrat nun neue Munition für den Kampf im Zweitrat erhalten soll.

Die Medienmitteilung zur Studie von Mitte August machte jedenfalls rasch klar, dass die Umweltbehörde der Landwirtschaft kritisch



*Hat sich die Situation wirklich verschlechtert?*

gegenübersteht, denn gleich in der Einleitung hiess es: «In der Schweiz sind wir es gewohnt, dass aus Grundwasser qualitativ einwandfreies Trinkwasser in ausreichender Menge gewonnen werden kann. Dies ist heute jedoch nicht mehr selbstverständlich, denn die Grundwasservorkommen weisen zunehmend Verunreinigungen auf, die mehrheitlich aus der Landwirtschaft stammen.» Die Botschaft des Bafu lautet: Die Qualität des Wassers und der damit verbundenen Natur ist zunehmend in Gefahr, grosse Schäden drohen, und schuld daran ist vor allem die Landwirtschaft.

Entsprechend lautet der Appell an die Politik: «Schutz vor Verunreinigungen ausbauen

– vor allem Landwirtschaft gefordert». Grundlage der Alarmmeldung ist ein gut 130-seitiger Bericht der Nationalen Grundwasserbeobachtung (Naqua) mit Daten von rund 600 Mess-

## Stärker als die Landwirtschaft behindern oft Siedlungen und Strassen den Trinkwasserschutz.

stellen in der Schweiz, an denen Bundes- und Kantonsstellen Zustand und Entwicklung der Grundwasservorkommen erhoben haben. Vorher gab es bereits zwei ähnliche Programme, so dass eine Einschätzung der langfristi-



gen Entwicklung einigermaßen möglich ist. Die Untersuchungen decken den Zeitraum 2007 bis 2016 ab – und das wirft die Frage auf, weshalb die Analyse erst jetzt veröffentlicht wurde. Die jüngsten Daten sind drei Jahre alt, und nun fallen diese quasi wie neue Informationen zur Schädlichkeit der Landwirtschaft in die politische Auseinandersetzung.

In der Medienmitteilung ist von einer Verschlechterung der Grundwassersituation die Rede. Worin zeigt sich diese konkret? Im Vordergrund stehen grundsätzlich zwei Arten der Belastung: einerseits der Nitratgehalt und andererseits Rückstände von Pflanzenschutzmitteln im Wasser. Nitrat gelangt vor allem dadurch ins Grundwasser, dass die Stickstoffdüngung von den Pflanzenwurzeln nicht rasch genug vollständig aufgenommen wird und deshalb Stickstoffverbindungen durch den Boden nach unten gespült werden. Laut Bafu-Bericht wurde der in der Gewässerschutzverordnung festgelegte Interventionswert von 25 Milligramm Nitrat pro Liter Wasser in der Berichtsperiode jährlich an gut 15 bis 20 Prozent der Messstellen überschritten. Dies ist die Schwelle, bei der man im Gewässerschutz handeln muss, um die Lebensmittelgrenzwerte nicht zu verletzen. In ausgeprägten Ackerbaugebieten werde dieser Interventionswert sogar bei 40 Prozent der Messstellen erreicht. Damit sei Nitrat diejenige Substanz mit der weitaus häufigsten Grenzwertverletzung. Im Mittelland würden an 80 Prozent der Messstellen 10 Milligramm Nitrat pro Liter Wasser überschritten. Letzteres liest sich dramatisch, aber die 10 Milligramm stellen keinen Grenzwert dar, sondern wurden in der Mitteilung einfach so erwähnt.

### Zahlen, die dramatisch wirken

Aber hat sich die Nitrat-Situation wirklich verschlechtert, wie dies vom Bafu in der Medienmitteilung suggeriert wird? Schaut man die Zahlen der Studie an, zeichnet sich über die Jahre eher eine Verbesserung ab: 2007 zeigten 21,8 Prozent der Messstellen eine Konzentration über dem Interventionswert, 2014 waren es noch 13,6 Prozent. Der Tonfall der Medienmitteilung trifft die Realität nicht, eine Verschlechterung ist jedenfalls beim Stickstoff nicht erkennbar. Die Nitratkonzentration ist laut den Angaben an vielen Messstellen zwischen 2003 und 2006 zwar gestiegen, dann aber meistens wieder auf das Niveau von 2002 gesunken.

Dennoch warnt das Bafu: In den letzten Jahren seien keine weitergehenden Massnahmen ergriffen worden, um die Stickstoffüberschüsse der Landwirtschaft wirksam zu verringern. Ein übermässiger Eintrag von Nitrat ins Grundwasser sei nur zu verhindern, wenn die Bewirtschaftung vor allem im Acker- und im Gemüsebau optimiert und an die Tragfähigkeit des Standortes angepasst werde. Dies ist natürlich

ein richtiger Ratschlag, aber in jüngerer Zeit forcieren viele Bauern bereits Programme zur effizienteren Stickstoffversorgung, da ja eine Überdüngung mit Auswaschverlusten auch wirtschaftlich unsinnig ist.

Ist wenigstens bezüglich Pflanzenschutzmitteln behördlicher Alarmismus gerechtfertigt? Auch da zeigen sich im Prinzip keine Verschlechterungen. Laut Studie ist bei Pflanzenschutzmitteln die Gesamtsituation seit 2010 unverändert, die Zahl der Messstellen, an denen Rückstände in Konzentrationen von mehr als 0,1 Mikrogramm pro Liter Wasser nachgewiesen wurden, ist demnach seit 2001 praktisch stabil. Stabil ist das Bild auch, wenn man neben Wirkstoffen die Abbauprodukte davon – sogenannte Metaboliten – berücksichtigt. Auch bei den Pflanzenschutzmitteln bringt das Bafu eine ganze Palette von Verunreinigungszahlen ins Spiel, die zunächst dramatisch wirken: Deutlich über 50 Prozent der untersuchten Messstellen wiesen zum Beispiel Rückstände

---

### Schaut man die Zahlen der Studie an, zeichnet sich über die Jahre eher eine Verbesserung ab.

---

von Wirkstoffen wie auch von Abbauprodukten auf. Das tönt dramatisch, aber da werden Messwerte aufgezählt, für die es keine offiziellen Grenzwerte gibt – also sind auch keine Überschreitungen zu registrieren.

Einige Zeilen weiter unten in der Studie findet man schliesslich den konkreten Befund, der sich auf klare Grenzwerte bezieht: «An etwa 2 Prozent der Messstellen überschritten Pflanzenschutz-Wirkstoffe 2014 den von der Gewässerschutzverordnung vorgegebenen Grenzwert von 0,1 Mikrogramm pro Liter.» Mit andern Worten: An 98 Prozent der Messstellen lag die Belastung durch Pflanzenschutzmittel nicht über den Limiten. Das Hauptresultat des Bafu-Berichts lautet also: Der überwiegende Teil der Grundwasservorkommen ist in einem Zustand, der nicht zu beanstanden ist. Das Bundesamt brachte in der Mitteilung von Mitte August Argumente und Vorwürfe gegen die Landwirtschaft vor, die durch die Messdaten der Studie nicht zu belegen sind.

### Sechzehn Massnahmen

Ins Bild passt, dass die Grundwasserprobleme, die mit dem Bevölkerungswachstum und der zunehmend dichteren Besiedelung der Schweiz zusammenhängen, vom Bafu erst in zweiter Linie angesprochen werden, obwohl Siedlungen und Strassen den Schutz des Trinkwassers oft stärker behindern als die Landwirtschaft. Auch nur am Rande erwähnt wird die Wasserwirtschaft der Gemeinden, die in vielen Fällen Schutzpflichten vernachlässigen und veraltete Kläranlagen betreiben.

Letztlich stellt sich die Frage, wie einseitig eine Verwaltungsstelle Umweltpolitik im Sinne von maximalem Schutz betreiben darf. Die Nulltoleranzpolitik – wie sie vor allem auch Umweltorganisationen vertreten –, zu der das Bafu neigt, trifft in erster Linie die Landwirtschaft. Da die Analyseverfahren laufend raffinierter werden und man heute immer mehr Substanzen in geringster Konzentration messen kann, winzigste Teilchen in minimaler Zahl, findet man auch immer mehr Anhaltspunkte, die Beseitigung von Stoffen verschiedenster Art zu fordern – bis zu einem Ausmass, bei dem ein Bewirtschaften von Land nur noch sehr eingeschränkt möglich ist.

### Wettbewerb zwischen Bundesämtern

Klar, in der Bundesverwaltung gibt es eine Art Gegenpol. Dem von Marc Chardonnens geführten Bundesamt für Umwelt steht das Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) gegenüber, bis vor kurzem unter der Leitung von Bernard Lehmann und künftig von Christian Hofer. Das BLW hat unter anderem den Auftrag, sich um eine sichere Versorgung der Bevölkerung zu kümmern und die Kulturlandschaft zu pflegen. «Das Bafu will die Umwelt schützen, das BLW will sie nutzen», lautet ein Spruch, der in der gegenwärtigen Auseinandersetzung um die Trinkwasser- und die Pestizid-Initiative neue Aktualität erhält.

Soeben hat das BLW gemeldet, im Rahmen des von der Landwirtschaft mitgetragenen Aktionsplans Pflanzenschutzmittel – gedacht als Gegenstück zu den Initiativen – habe man mittlerweile sechzehn Massnahmen zur Verringerung des Pflanzenschutzmitteleinsatzes eingeführt. Immerhin gibt es einen Wettbewerb zwischen Bundesämtern, der gänzlich einseitige Lösungen verhindert.



## Wörding, Wahlen, Würmer

Von Christoph Mörgeli

An der SP kritisierte FDP-Präsidentin Petra Güssi wiederholt deren «Wörding». Mit diesem «Wörding» bewies die Urschwyzerin ihre Weltläufigkeit. Danach schimpfte sie in der «Arena» des Schweizer Fernsehens wie ein Rohrspatz über das neuste Plakat der SVP: «Wenn die, die befehlen, anfangen, unanständig zu sein, verlieren die, die gehorchen müssen, den Respekt.» Anders ausgedrückt: Die herrschende Classe politique soll sich gefälligst um einen guten Stil bemühen. Sonst leidet das Ansehen der hochwohlweisen Obrigkeit bei ihren Untertanen. Petra Güssi setzte sich mit diesem Satz auf ein überraschend hohes Ross. Und enthüllte ihr Politikverständnis zur Kenntlichkeit: Die Politiker befehlen, das Volk muss parieren. Noch haben wir aber eine Demokratie. Und die sollte eigentlich umgekehrt funktionieren.

Noch deutlicher wegen der roten, grünen und orangen Würmer auf dem SVP-Plakat wurde Nationalrat Kurt Fluri (FDP): Damit erweise sich die SVP als «totalitär». Wer hat's erfunden? Franz Steinegger, Rudolf Friedrich und Frank A. Meyer. Oder alle drei zusammen. Kurt Fluri ist allerdings der Allerletzte, der sich über Totalitarismus beklagen sollte. Denn er hat sich einen Platz in den Geschichtsbüchern gesichert als jener Antidemokrat, der eine vom Souverän angenommene Masseneinwanderungsinitiative ganz einfach nicht umgesetzt, ja, ins Gegenteil verkehrt hat. Was sich ziemlich totalitär anfühlt.

Kurt Fluri wollte sich bei der parlamentarischen Diskussion seines Verfassungsbruchs die Argumente der Gegenseite nicht anhören: «Es gibt Votanten aus Ihren Kreisen, da stellt man die Ohren am besten auf Durchzug.» Wer andere Ansichten nicht duldet, entfernt sich von der Demokratie. Und wird totalitär. So wie Fluris Solothurner Freisinn, welcher Vertreter der wählerstärksten SVP systematisch vom Obergericht aussperrt. Obwohl die Kantonsverfassung vorschreibt, bei öffentlichen Ämtern seien «die politischen Richtungen angemessen zu berücksichtigen». Ist das etwa nicht totalitär? Jurist Fluri hat einem Ordnungsbussengesetz zugestimmt, bei dem die Fahrzeughalter für die Widerhandlungen von unbekanntem Tätern haften müssen. Das ist die Kollektiv- und Sippenhaft der Nazis, die jedem Rechtsstaat spottet. Ist Kurt Fluri jetzt totalitär? Er ist jedenfalls ein Einbahnstrassenpolitiker, der keinen Gegenverkehr duldet.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Ohne Ablasshandel kein Petersdom

Von Peter Bodenmann — Toni Locher, der Honorarkonsul Eritreas in der Schweiz, fordert pro Rückkehrer mindestens 25 000 Franken.



Besser wäre ein Deal mit Äthiopien. Bäume pflanzen lassen, um den CO<sub>2</sub>-Ausstoss der Schweiz zu kompensieren.

Toni Locher gehört zu jenen Achtundsechzigern, die den Freiheitskampf Eritreas unterstützten. Die meisten seiner Mitstreiter zogen sich irgendwann desillusioniert zurück. Einer widerstand allen Zweifeln und jedem Zweifel. Der Oberwalliser Toni Locher, der Frauenarzt aus Baden.

In der Burgdorfer Viehhalle feierten Ende Juli 800 Menschen aus Eritrea. Kurzfristig wurde auch der Aussenminister Eritreas eingeflogen. Leider weilten unsere Bundesräte in den wohlverdienten Sommerferien.

In der «Rundschau» unterbreitete Honorarkonsul Toni Locher das Angebot Eritreas an die Schweiz. Zwangsausschaffungen würden nicht akzeptiert. Aber man nehme abgewiesene Asylsuchende zum Preis von 25 000 bis 50 000 Franken zurück. Diesen Betrag brauche es aus zwei Gründen. Die Flucht habe die abgewiesenen Asylsuchenden seinerzeit 10 000 bis 15 000 Franken gekostet. Dieses Geld hätten sich die Jugendlichen links und rechts ausgeliehen und müssten es deshalb zurückzahlen. Und zweitens brauche es eine Starthilfe. Vielleicht alles nicht ganz falsch, aber einen solchen Deal wird unsere Madame Keller-Sutter nie eingehen können und wollen.

Mehr als in Eritrea bewegt sich politisch in Äthiopien. Auf allen Ebenen. So lässt die Regierung vier Milliarden Bäume pflanzen. Weil die Bevölkerung auf der Suche nach Brennholz in

den letzten hundert Jahren 90 Prozent der eigenen Wälder abholzte.

Ein Baum speichert pro Jahr im weltweiten Durchschnitt 100 Kilogramm CO<sub>2</sub>. Im Regenwald mehr, in Äthiopien weniger. Jede Schweizerin und jeder Schweizer bläst im Inland pro Jahr 5000 Kilogramm CO<sub>2</sub> in die Luft. Um diesen Ausstoss zu kompensieren, müssten pro Schweizer hundert Bäume gepflanzt, gehegt und gepflegt werden. Die Holzernte dürfte man nicht zu Pellets verarbeiten, sondern müsste sie als Bauholz verwenden oder exportieren. Dies in der Logik von Myclimate, der Stiftung für Klimaschutz. Um pro Jahr tausend Tonnen CO<sub>2</sub> zu kompensieren, braucht es einen Waldarbeiter. Somit 40 000 neue Arbeitskräfte in der Waldwirtschaft, um den CO<sub>2</sub>-Ausstoss der Schweiz vollständig in Äthiopien zu kompensieren. Selbst wenn die Waldarbeiter das Zehnfache des äthiopischen Durchschnittslohnes bekommen, kostet dies die Schweiz 7,5 Prozent dessen, was unsere Bauern pro Jahr direkt und indirekt als Subventionen einstreichen.

Ablasshandel im und mit dem Ausland – wie ihn auch Myclimate anbietet – hat in der Schweiz keinen guten Namen. Vorab nicht bei den rigiden Protestanten. Wegen des Geldes, das unterwegs versickert. Dabei gäbe es ohne Ablasshandel keinen Petersdom in Rom.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Optische Täuschung

Von Kurt W. Zimmermann — Eine neue Maxime im Journalismus:  
Ein Bild lügt mehr als tausend Worte.

Als ich ein junger Reporter bei der *Schweizer Illustrierten* war, da zitierte unser Chef gern seinen liebsten Lehrsatz. Der Lehrsatz lautete: «Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.»

In den achtziger Jahren war in unserer Branche die Kraft des Bildes unbestritten. In den Texten schwindelten zwar damals schon die Journalisten mit mehr als tausend Worten. Die Bilder aber waren so etwas wie die Garanten der Wahrheit.

Heute ist dem Bild nicht mehr zu trauen. Neuste Beispiele sind etwa die Politiker Boris Johnson und Jair Bolsonaro. Beide wurden eben Opfer von optischen Fakes.

In den achtziger Jahren gab es das nicht. Es gab keine Photoshop- und Deepfake-Softwares, mit denen sich Bilder am Computer leichtfertig manipulieren liessen. Es gab für Farbfotos keine elektronische Übermittlung, man musste sie als Dias per Post oder per Kurier um die Welt schicken.

In der Mediengeschichte galten Bilder darum lange als fälschungssicher. Nur Geheimdienste wie CIA und KGB schafften es mitunter, ein getürktes Bild in der Presse unterzubringen. Privaten Anbietern gelang das kaum je, mit Ausnahmen wie dem Foto des Ungeheuers von Loch Ness.

Heute ist das Bild eine Manipulationsware wie alles andere auch in der Medienindustrie. Ein hübsches neues Beispiel war die Visite des britischen Premiers Boris Johnson bei seinem Kollegen Emmanuel Macron in Paris. Macron machte die scherzhafte Bemerkung, das Tischchen zwischen den beiden liesse sich auch als Fussbank nutzen. Johnson tippte nun mit dem Schuh eine halbe Sekunde auf den Tisch, und beide lachten.

## Törichte Manipulationen

Für manche Medien explodierte nun der Skandal. Die halbe Sekunde der Tischberührung, ein Ausschnitt aus einem längeren Video, wurde zum Bild des Grauens festgefroren. Die Zentralredaktion des *Tages-Anzeigers* erregte sich sogleich über eine «putinhafte Sitzhaltung» Johnsons, womit auch ein anderer Bösewicht gleich angegangen wurde. Das Schweizer Radio und Fernsehen stimmte sofort ein und wusste: «Boris Johnson provoziert.» Auch

*Le Monde* hob die optische Verzerrung auf die Titelseite.

Natürlich waren es Redaktionen links der Mitte, die sich im politischen Eifer zu solch törichten Manipulationen hinreissen liessen. Journalisten von BBC, *Blick* oder *Welt*, die der Realität weniger ideologisch gegenüberstehen, beschrieben das Johnson-Intermezzo als das, was es war, als kleinen Scherzartikel.

So wie Johnson ist auch Brasiliens Präsident Jair Bolsonaro ein Hassobjekt der Journalisten, weil auch er nicht auf ihrem geliebten Rotkurs segelt. Auch hier wurde soeben der Trick der Bildmanipulation gegen ihn verwendet.

Zu den Bränden in seinem Amazonasgebiet publizierte etwa der britische *Guardian* als Be-



*Kleiner Scherzartikel:* Macron, Johnson.

leg Fotos aus den achtziger Jahren, weil es damals so schön loderte. Auch das Onlineportal *Watson* aus der Schweiz verwendete zur Lage in Brasilien erst Brandbilder eines Fotografen, der schon vor fünfzehn Jahren gestorben ist. In anderen Medien wiederum mussten Bilder aus Kalifornien als Brandbeschleuniger für Brasilien herhalten.

Auch hier ist die politische Unterfütterung interessant. Die grössten Brände und Rodungen in Brasilien gab es zuletzt unter Ex-Präsident Lula da Silva. Aber der war ein Linkssozialist, damit in den Mainstream-Medien kein Zielobjekt und folgerichtig auch kein Opfer von Bildmanipulation.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, hiess es früher in unserer Branche. Wir müssen, um aktuell zu bleiben, nur ein einziges Wort ersetzen.

Ein Bild lügt mehr als tausend Worte.

# «Ermunterung»

Von Henryk M. Broder — Revolution der Lampenputzer.

Lenin wird der Satz zugeschrieben, eine Revolution in Deutschland könne es nie geben; wenn die Deutschen einen Bahnhof stürmen wollten, würden sie vorher «noch eine Bahnsteigkarte kaufen». Der Satz ist so wahr, wie es wahr ist, dass der Doppelkammer-Teebeutel in Deutschland erfunden wurde. Hier der Beweis.



Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) in Rheinland-Pfalz ruft ihre Mitglieder auf, am «internationalen Klimastreik» teilzunehmen, der von der Bewegung «Fridays for Future» auf den 20. September terminiert wurde. Denn: «Die Klimakrise ist eine reale Bedrohung für die menschliche Zivilisation, deren Bewältigung die zentrale Herausforderung des 21. Jahrhunderts ist.» Für die «Bildungsgewerkschaft» und die in ihr organisierten «Pädagogen und Pädagoginnen» bedeutete das: «Wir können den Kampf um die Zukunft der menschlichen Zivilisation nicht den Schülerinnen und Schülern alleine überlassen und selbst dabei nur zuschauen. Auch wir müssen unsere Stimme erheben und uns einsetzen, damit es endlich zu deutlichen Verbesserungen des Klimaschutzes kommt.» Allerdings müsse dabei einiges beachtet werden. Grundsätzlich gelte für die Lehrkräfte «ein Neutralitätsgebot», es sei «nicht erlaubt, Schüler und Schülerinnen im Sinne erwünschter Meinungen zu überrumpeln», freilich sollte «die politische Neutralität» nicht «mit Werteneutralität» verwechselt werden. Die «Ermunterung zur Teilnahme» dürfe «nicht als Aufruf» erfolgen. Es sei aber «keinesfalls verboten, sich mit verschiedenen politischen Themen kritisch auseinanderzusetzen». Zum Beispiel «im Rahmen eines Projektes, als Unterrichtsgang oder Ähnliches könnte eine Beteiligung durchaus denkbar und sinnvoll sein». Diese «sollte aber mit der Schulleitung entsprechend abgestimmt werden».

So wird das Unmögliche möglich, Schüler und Lehrer können den «Kampf um die Zukunft der menschlichen Zivilisation» gemeinsam führen, ohne disziplinarische Massnahmen befürchten zu müssen. Der Anarchist Erich Mühsam, der 1934 im KZ Oranienburg ermordet wurde, hat so etwas schon früh kommen sehen. 1907 schrieb er das Lied über einen «Revoluzzer, im Zivilstand Lampenputzer», der sich Sorgen machte, im Zuge der Revolution könnten seine Laternen beschädigt werden.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man empört sein, wenn in einer Gesprächsrunde eine Frau vollen Ernstes fragt: «Was ist <me too>?» Und anfügt: «Hollywood-Geschichten interessieren mich nicht.»

*Simone Wälti, Rosshäusern*

Heutzutage muss man empört sein! Man sollte unter #MeToo dann sofort twittern, dass man eine Frau traf, die «me too» nicht kannte. Damit sich andere auch darüber empören können. *Tamara Wernli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Man sollte im Wahlherbst immer daran denken, ob wir es uns leisten können, grün zu wählen. Es wird nämlich sehr teuer!» *Fridolin Spälti*

### Meyer ist nicht allein

Nr. 34 – «SBB in der Krise»; Beat Gygi und Hans Bosshard über die Lage der Schweizerischen Bundesbahnen

Gut, leuchtet die *Weltwoche* die prekäre Lage der SBB aus. Andreas Meyer, der mit Rhesusfaktor eingefleischte Bähnler in zweiter Generation, ist nicht das einzige Problem. Die Verwaltungsratspräsidentin der SBB, Monika Ribar, kam mit ihrem morastigen Hafentprojekt in Angola durch den «Paradise Papers»-Sumpf in die Schlagzeilen. Insider bestätigen ihre damalige, wenig überzeugende Geschäftsführung bei Panalpina. Man glaubte naiv, dass nach der Finanzkrise und den Abzockern des Finanzplatzes Schweiz Anstand, Mass und neue Werte in Wirtschaft und Politik und vor allem in Staatsbetrieben gelebt werden. Hochgejubelte Wirtschaftsleute wie die heutige SBB-Verwaltungsratspräsidentin und Multi-Verwaltungsrätin Monika Ribar sollten sofort die Reissleine ziehen und von allen Filz-Ämtern zurücktreten. Wie Ribar zu diesem SBB-Präsidium gekommen ist, darüber wird immer noch gerätselt. Der Fall Ruoff zeigt, wie es geht.

*Roger E. Schärer, Feldmeilen*

### Arabischer Gandhi

Nr. 34 – «Masse als Schutzschild»; Urs Gehrig über Proteste in Hog Kong

Vielleicht wären gewaltfreie Proteste dazu geeignet, den jahrzehntelangen Konflikt in Palästina zu lösen. Die Frage ist, wie ein arabischer Gandhi die Palästinenser überzeugen könnte. Wenn Indien sich gewaltfrei vom mächtigen England befreien konnte, wäre doch auch für Palästina ein Weg offen, um ein Volk, das heute noch in einem Gefängnis lebt, endlich vom inneren und äusseren Terror zu befreien.

*Sergio Rivoir, Faïdo*

### Paradiesfrucht Nummer eins

Nr. 34 – «Amstutz' Geschoss»; Roman Zeller über die SVP-Kampagne

Wie oft haben diejenigen, die das Apfelplakat widerlich finden, den gängigen Spruch «Da ist der Wurm drin» verwendet, ohne etwas Anrühiges dabei zu finden? Widerlich ist, wenn klare und wahre Aussagen mit Verunglimpfung des Werbeträgers verhindert werden sollen. Dies zeigt, dass keine Gegenargumente vorhanden sind. *Otto Halter, Baden*

Ich fühle mich von diesem Inserat keinesfalls betroffen. Erstens sind Würmer genauso not-



*Ausrangiert: Weltwoche-Cover.*

wendig wie die Äpfel auch. Wie kann ich mich denn über etwas aufregen, was grundnormal ist? *Armin Rohner, Pfungen*

Den Apfel, die Paradiesfrucht Nummer eins, wurmstichig zu plakatieren und den Gegner so schlechtzumachen, wird wohl kaum den erhofften Segen für die Wahlen bringen. Wer andere mit Würmern gleichsetzt, erntet Empörung. Vielleicht wischt die SVP zuerst besser vor der eigenen Türe.

*Martin A. Liechti, Maur*

### Abweichler absägen

Nr. 33 – «Gaillards Märchenstunde»; Christoph Mörgeli über Serge Gaillard

Der Artikel über Serge Gaillard sollte insbesondere den bürgerlichen Bundesräten die Augen öffnen. Leider machen immer mehr Chefbeamte Politik wie die Bundesräte selber. Parmelin und Maurer sollten Gleichgesinnte um sich scharen und linke Abweichler absägen. Auch Cassis sei mit Pascale Baeriswyl gewarnt. Der beste Bundesrat ist mit dem falschen Personal wertlos. *Yanik Nyffeler, Niederwil*

### Grund für Optimismus

Nr. 33 – «Rückkehr des Atomzeitalters»; Simon Aegerter über Energiepolitik

Solche Beiträge sollten uns optimistisch stimmen! Bei der gegenwärtigen Klimadramatik



getraut sich heute fast niemand, die Vorteile der Kernenergie zu erklären. Viel einfacher lassen sich anscheinend Luftschlossexperimente (Sonnen- und Windenergie) erklären, die Milliardensummen verschlingen. Wo sind eigentlich die ehrlichen Fachleute im politischen Spektrum? *Rudolf Koeberl, Schwarzenberg*

### Mutige Thurgauer

Nr. 34 – «Spitzbub aus dem Schwarzbubenland»; Alex Baur über Adrian Gasser

Als geborener Seeländer, der heute glücklich im Kanton Thurgau lebt, bin ich immer wieder positiv überrascht, welche Industriellen dieser Kanton beheimatet und mit welchem Mut diese sich der ausufernden Tätigkeiten unseres Bundesgerichtes mit den legal möglichen Kräften einer Initiative erwehren. Adrian Gasser sei Dank! *Robert Renfer, Raperswil*

### Nur Profit

Nr. 34 – «Alle Macht dem Pandabären»; Florian Schwab über Umweltverbände

Alle Politiker sollten verpflichtet werden, das «Schwarzbuch WWF» von Wilfried Huisman zu lesen. Danach müsste jeder, der noch so etwas wie ein Gewissen hat, in sich gehen. Es wird im Buch klar aufgezeichnet, wie menschenfeindlich die grünen Ideologien wirklich sind. Mensch und Natur sind gleichgültig – es zählt nur der Profit. Man sollte im Wahlherbst immer daran denken, ob wir es uns leisten können, grün zu wählen. Es wird nämlich sehr teuer! *Fridolin Spälti, Richterswil*

### Wie ein Minenfeld

Nr. 33 – «Ist es Männerhass?»; Kolumne von Tamara Wernli

Als jungem Mann wurden mir Respekt und Anstand beigebracht – vor allem gegenüber Frauen und Schwächeren. Hilfestellungen, Handreichungen, das Vortrittlassen und ein Lächeln waren selbstverständlich. Viele Frauen nehmen diese Bezeugungen auch heute noch gerne an und sehen sie als das, was sie sind: Respekt und Anstand – nicht mehr, aber auch nicht weniger! Leider machen es uns einige Frauen schwer, dies unbeschwert zu leben. Es fühlt sich ein bisschen an wie ein Minenfeld.

*Beat Bürgin, Gelterkinden*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Der Jugendkult, gerade in der Politik, treibt immer neue Blüten. «Alter Mann» ist heute ein Schimpfwort. Dass wir Alten bei AHV und Pensionskasse auf Kosten der Jungen leben sollen, finde ich auch nicht korrekt. Ich frage mich je länger, je mehr: Muss man sich heute dafür schämen, alt zu sein?** *Herbert G., Wil SG*

Für sein Alter muss man sich nie schämen, denn es ist weder unser Verdienst noch unser Fehler, wenn wir älter werden. Und nur weil gewisse Leute finden, ein «alter Mann» sei nichts wert, sagt das noch gar nichts aus.

Es stimmt, dass in der westlichen Hemisphäre ein Jugendkult herrscht. Oft hört man, man müsse der Jugend auch in Führungspositionen Vorrang geben. Ich frage mich: Warum eigentlich? Jung sein allein kann ja noch kein Qualitätsmerkmal sein.

Aber nicht alle Kulturen denken so. In Asien wird das Alter hoch geehrt. Rat holt man sich dort meist bei alten Menschen, weil sie über eine grössere Le-

benserfahrung verfügen als junge Menschen. In Asien sind auch die höchsten Führungspositionen meist durch alte Menschen – nach unserer Auffassung manchmal geradezu durch Greise – besetzt.

Das heisst allerdings nicht, dass man die Umverteilung von Jung zu Alt gutheissen muss. Bei den Pensionskassen diese unverständlich, denn dort hat jede Person Geld einbezahlt, um es dann im Alter zusammen mit den Vermögenserträgen wieder zu beziehen. Wer viel einzahlte, kann darum auch mehr beziehen. Dies im Gegensatz zur AHV. Dort arbeiten die Berufstätigen, damit sie die AHV für die Älteren bezahlen können. Es ist das sogenannte Umlagerungsprinzip. Zusätzlich gibt es eine Solidarität: Die reicheren Arbeitnehmer zahlen für die schwächsten AHV-Bezüger. Die Reichen bekommen weniger, als ihnen zustünde, und die Armen mehr.

In verhängnisvoller Weise versucht man nun, dieses solide Prinzip – Kapitaldeckungsverfahren bei der Pensionskasse und Umlageverfahren bei der AHV – zu durchlöchern, indem man auch bei der Pensionskasse Umlagerungen vorsieht, so dass die jungen Leute später auf jeden Fall benachteiligt sind. Das muss man verhindern.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

**DIE WELTWOCH**

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



# Diese Ständeräte wollen an Ihr Portemonnaie

Eine deutliche Kommissionsmehrheit befürwortet radikale Massnahmen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion – von einer Flugticketabgabe bis zu massiv höheren Benzinpreisen. Die Normalverdiener auf dem Land würde es am härtesten treffen. *Von Philipp Gut*

Betrachtet man die jüngsten politischen Entwicklungen in Sachen CO<sub>2</sub>-Gesetz, fällt einem unwillkürlich das berühmte Gedicht «Lichtung» von Ernst Jandl ein: «manche meinen / lechts und rinks / kann man nicht velwechsern / werch ein illtum.» Die Lichtung – Verzeihung: Richtung –, die die parlamentarische Beratung zur Totalrevision dieses Gesetzes genommen hat, wirkt wie ein Anschauungsbeispiel für die Zeilen des österreichischen Dichters. Die bürgerlich dominierte Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek) des Ständerats schlägt nämlich ein Massnahmenpaket vor, das sich als punktgenaue Umsetzung linker Forderungen entpuppt.

Diese Behauptung lässt sich überprüfen. Ende letzten Jahres scheiterte eine viel weniger weit gehende Vorlage im Nationalrat, dank den Stimmen von FDP und SVP. Die unterlegenen Sozialdemokraten meinten damals, jetzt müsse halt die Kleine Kammer eingreifen («Das muss der Ständerat korrigieren»): «Die SP definiert klare Vorgaben, um den Ausstieg aus der fossilen Energie zu schaffen. Insbesondere soll der Schweizer Finanzmarkt ab 2030 keine Investitionen in die Erschliessung fossiler Energieträger mehr tätigen dürfen.» Zudem müsse «die Strassenmobilität rasch elektrisiert werden». Die Urek erfüllt nun diese Wünsche. In einer Mitteilung schreibt sie: «Die Kommission ist der Ansicht, dass auch der Finanzsektor einen Beitrag zur Erreichung der Emissionsverminderungsziele leisten muss. Ihr zufolge kommt dem Finanzsektor beim Übergang zu einer emissionsarmen und gegenüber Klimaänderungen widerstandsfähigen Wirtschaft eine Schlüsselrolle zu.» Das hätte das SP-Generalsekretariat nicht besser formulieren können.

Auch in anderen zentralen Punkten marschieren die Ständeräte praktisch im Gleichschritt mit der Linken: Sie wollen eine Flugticketabgabe, einen neuen Klimafonds, CO<sub>2</sub>-Grenzwerte für Gebäude und schwere Lastwagen, mehr Elektromobilität, eine Erhöhung der CO<sub>2</sub>-Abgabe, teureres Benzin und so weiter. Dabei zielen sie ganz bewusst auf die Normalverdiener, die sich keine First-Class-Flüge leisten können. So schreibt die Urek: «Erst eine Flugticketabgabe von mindestens 30 Franken kann aus Sicht der Kommission zu

einer spürbaren Senkung der Passagierzahlen auf innereuropäischen Economy-Flügen führen.» Und: «Die Fluggesellschaften sollen dafür sorgen, dass die Abgabe weiter auf die Passagiere überwälzt wird.»

## Jetset-Millionäre und Vielflieger

Jetset-Millionäre und auf Staatskosten vielfliegende Beamte wird das nicht schmerzen.

Am stärksten betroffen von den Massnahmen ist neben der Wirtschaft ohnehin die Landbevölkerung, die nicht in den Pantoffeln in das Tram vor der Haustüre steigen kann, sondern auf das private Auto angewiesen ist. Als wären die geplanten Verschärfungen nicht schon belastend genug, fordert die Urek in einem Kommissionspostulat «zusätzliche klimapolitische Massnahmen im Verkehrsbe-



*Flexibel:* Ständerat Noser.



reich», darunter «die Einführung eines Mobility-Pricing».

### Sommaruga konnte sich zurücklehnen

Als die Kommission Mitte August in Ittingen tagte, war als *special guest* Simonetta Sommaruga geladen. Wie Teilnehmer an der Sitzung berichten, musste die SP-Bundesrätin «inhaltlich gar nicht gross eingreifen». Denn sie habe gewusst, dass sie die Mehrheit auf ihrer Seite haben würde. Der linke Triumph lenkt die Aufmerksamkeit auf das Abstimmungsverhalten der bürgerlichen Politiker, vor allem auf jene von FDP und CVP.

Nach dem klimapolitischen Wendemanöver, das FDP-Chefin Petra Gössi im Wahljahr eingeleitet hatte, standen die freisinnigen Vertreter ganz besonders im Fokus. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* stimmten lediglich vier von dreizehn Kommissionsmitgliedern

gegen die extremen Massnahmen: Kommissionspräsident Roland Eberle (SVP), sein Parteikollege Werner Hösli sowie Martin Schmid (FDP) und Beat Rieder (CVP). Die beiden Letztgenannten repräsentieren die Bergkanton Graubünden und Wallis, also Gebiete, deren Bewohner in speziellem Mass auf ein eigenes Fahrzeug angewiesen sind. Für die massiven neuen Abgaben, die Milliardenkosten verursachen (siehe Artikel Seite 28), waren neben drei Linken und einem Grünen auch die Christlichdemokraten Pirmin Bischof und Beat Vonlanthen, der BDPLer Werner Luginbühl und die Freisinnigen Damian Müller und Ruedi Noser.

Besonders der Sukkurs von Noser und Vonlanthen lässt aufhorchen, nehmen beide doch wichtige Mandate in der Wirtschaft ein, die sich gegen strengere Vorschriften und höhere Abgabenlasten wehrt. Noser sitzt im Vor-



FDP-Präsidentin Gössi.

stand der Zürcher Handelskammer und im Verwaltungsrat der Credit Suisse Asset Management (Schweiz) AG. Vonlanthen ist Präsident mehrerer Industrieverbände, darunter Cemsuisse (Zement) und Chocosuisse (Schokolade). Er kommt zudem aus dem Kanton Freiburg, wo es, wie er selbst sagt, «viele Bauern gibt, die ihre Milch mit dem Subaru in die Käserei bringen müssen». Wie passt das zusammen?

### Widerspruch

Besucht man die Website des Zementverbands, fällt auf, dass er sich alle Mühe gibt, das eigene Wirtschaften als ökologisch zu verkaufen. Fast wähnt man sich angesichts der vorherrschenden Themen auf der Seite eines Umweltverbands. Kratzt man allerdings etwas am grünen Lack und liest genauer, kommt eine durchaus kritische Haltung gegenüber wirtschaftsfeindlichen Eingriffen zum Vorschein. So heisst es: «Der dominante Schutzgedanke in der Raumpolitik erschwert den Abbau von Kalkstein und Mergel in der Schweiz enorm und gefährdet die Industrie akut. Dadurch entstehen grosse Unsicherheiten hinsichtlich der Investitionssicherheit. Eine ausgewogene Interessenabwägung zwischen Schutz und Nutzung auf Augenhöhe tut not.»

### Gegen die extremen Massnahmen stimmten nur vier von dreizehn Kommissionsmitgliedern.

Auch Präsident Vonlanthen rief anlässlich der GV vom 3. Juni zu umweltpolitischen Masshalten auf. Wörtlich sagte er: «Ja, der Klimafaktor – und damit verbunden der CO<sub>2</sub>-Faktor pro Tonne Zement – ist wichtig. Aber er darf aus ökologischer Sicht nicht die einzig massgebende Kennzahl werden beziehungsweise sein. Ansonsten ist weder ökologisch noch sozial noch ökonomisch etwas gewonnen.» Nur gut zwei Monate später stimmte Vonlanthen nun in der Urk für umfangreiche Interventionen, die ausschliesslich auf den «CO<sub>2</sub>-Faktor» setzen. Ist das nicht ein Widerspruch?

### Bürgerliche Ja-Sager rechtfertigen sich

Angesprochen auf seine verschiedenen Rollen, verteidigt der ehemalige Umwelt- und Volkswirtschaftsdirektor des Kantons Freiburg das CO<sub>2</sub>-Paket. Es sei grundsätzlich richtig und wichtig, «jetzt ehrgeizige Mass-



Verschiedene Rollen: Ständerat Vonlanthen.

nahmen zu treffen». Weil bald Wahlen anstehen und das Thema Klima weit oben auf der Agenda steht? Vonlanthen streitet das nicht ab. Der Wahlkampf habe «sicher einen Einfluss» auf die Beratungen der Kommission gehabt. Wichtig sei dabei aber, dass die Lösungen mehrheitsfähig seien. Wie die SP meint der Multi-Industrie-Präsident, das «Fiasko» im Nationalrat – gemeint ist die Abfuhr für das CO<sub>2</sub>-Gesetz im letzten Dezember – müsse nun «korrigiert» werden.



Ständerat Eberle.

Ähnlich flexibel politisiert der Zürcher Ruedi Noser. Auf der Website seiner Partei, der FDP, postuliert er: «Weniger Regulierungen – mehr eigenverantwortliches Handeln». Dennoch trägt er jetzt die etatistische Regulierungspolitik der Urek mit – samt den neuen Einschränkungen für die Finanzindustrie. Als Verwaltungsrat einer CS-Tochter wird er das seinen Bankkollegen sicher genau erklären können. Ebenso der kantonalen Handelskammer, die sich in der Vergangenheit konsequent gegen gängelnde Klimavorschriften gewehrt

## Nun propagiert FDP-Ständerat Ruedi Noser noch viel radikalere Einschränkungen.

hat. So bekämpfte sie im vergangenen Jahr die Teilrevision des kantonalen Energiegesetzes. Als «Stimme der Wirtschaft» (Eigenwerbung) zeigte sie auf, «dass verschiedene vorgeschlagene Änderungen zu weit gehen und sich das Ziel einer Reduktion des CO<sub>2</sub>-Ausstosses auch mit sanfteren Massnahmen erreichen liesse». Und nun propagiert ihr Vorstandsmitglied Noser noch viel radikalere Einschränkungen. Gerne hätte die *Weltwoche* von Noser erfahren, was er sich dabei gedacht hat. Bis Redaktionsschluss blieb trotz mehrmaliger Anfragen eine Antwort aus.

Und so geht es nun weiter: In der dritten Woche der Herbstsession wird der Ständerat über die Vorschläge der Urek beraten. Später kommen sie vor den Nationalrat. Dort dürften ihnen mehr Widerstand erwachsen. Auf Anfrage droht Walter Wobmann (SVP): «Wenn alle diese Massnahmen im Gesetz drinbleiben, ziehen wir wieder einmal in einen Abstimmungskampf.» Zusammen mit Parteikollegin Nadja Pieren hatte er schon das Referendum gegen die Erhöhung der Autobahnvignette ergriffen – und gewonnen. Damals ging es um 60 Franken, jetzt aber geht's ans Eingemachte. ○

## Politik

# Horrende Kosten

Die Vorschläge der Ständeratskommission dürften bis ins Jahr 2030 mit über 55 Milliarden Franken zu Buche schlagen. Das sind über 6500 Franken pro Kopf der Bevölkerung. Von Florian Schwab

**1. Inlandziel und CO<sub>2</sub>-Abgabe.** Die Kommission verlangt, dass mindestens 60 Prozent der CO<sub>2</sub>-Reduktionen im Inland erzielt werden müssen. Konkret wird dies über die CO<sub>2</sub>-Abgabe auf Brennstoffe (Heizöl, Erdgas, Kohle et cetera) erreicht. Diese steigt stärker an, als dies ohne Inlandziel der Fall wäre. Heute beträgt die Abgabe 96 Franken pro Tonne und bringt zirka 1,2 Milliarden Franken ein. Die weitere Entwicklung zum Erreichen des Inlandziels ist vorgespurt. Ab 2022 soll die Abgabe auf 120 Franken und ab 2025 auf 160 Franken pro Tonne erhöht werden. Ab 2028 könnte der Bundesrat sie gar auf 210 Franken pro Tonne anheben. Geht man davon aus, dass die Nachfrage nach Brennstoffen konstant bleibt, dann summiert sich die Abgabe zwischen dem Jahr 2020 und 2030 auf über 18 Milliarden Franken.

**2. Flugticketabgabe.** Letztes Jahr verwarf der Nationalrat die Einführung einer Flugticketabgabe. Die damals besprochene Flugsteuer sollte für Flüge ab der Schweiz, je nach Entfernung und Buchungsklasse, zwischen 12 und 50 Franken betragen und schätzungsweise 900 Millionen Franken bis 1,7 Milliarden Franken pro Jahr einbringen. Die Ständeratskommission plant jetzt eine Abgabe zwischen 30 und 120 Franken. Das ist mehr als das Zweifache des ursprünglichen Wertes. Geht man davon aus, dass die Kosten doppelt so hoch ausfallen, dann kommt man auf zwischen 1,8 Milliarden und 3,4 Milliarden Franken im Jahr. Nimmt man davon den Durchschnitt, so ergeben sich jährliche Kosten von 2,6 Milliarden Franken. In zehn Jahren sind das 26 Milliarden Franken.

**3. CO<sub>2</sub>-Grenzwerte im Strassenverkehr.** Für Neuzulassungen von Fahrzeugtypen will die Kommission über das Jahr 2024 hinaus die «Zielwerte» der «EU-Regelung» übernehmen. Dabei müssen die Fahrzeugimporteure (respektive ihre Kunden) eine Strafe zahlen, wenn die von ihnen importierten Fahrzeuge im Durchschnitt über dem Zielwert liegen. Aktuell liegt dieser bei 130 Gramm pro Kilometer, was die Importeure beinahe erfüllen. Dementspre-

chend waren die Strafzahlungen relativ gering. Sie betragen im letzten Jahr 31,1 Millionen Franken. Allerdings ist die von der EU vorgezeichnete Senkung des Zielwerts extrem ambitioniert. Schon nächstes Jahr soll der Zielwert von 130 Gramm pro Kilometer auf 95 Gramm gesenkt werden. Ab 2025 darf der Flottenausstoss noch gut 80 Gramm und ab 2030 nur noch 59,4 Gramm betragen. Schätzungen aus der Branche zufolge könnten die Strafzahlungen dadurch auf rund 700 Millionen Franken jährlich steigen – oder 7 Milliarden in einem Zeitraum von zehn Jahren.

**4. Kompensationspflicht für Treibstoffimporteure.** Teure Verschärfungen sieht die Kommission für die Importeure fossiler Treibstoffe wie Benzin und Diesel vor. Momentan müssen sie zehn Prozent der CO<sub>2</sub>-Emissionen kompensieren, was den Liter Treibstoff um rund 1,5 Rappen verteuert. In Zukunft darf der Bundesrat bis zu 90 Prozent Kompensation verlangen, solange die Massnahmen den Liter Benzin nicht um mehr als 10 Rappen (bis 2024) respektive 12 Rappen (ab 2025) verteuern. Im Jahr 2017 wurden in der Schweiz 5 158 937 Tonnen Benzin und Diesel verkauft. Sofern der Bundesrat seinen Spielraum voll ausschöpft, lägen die Kosten der Kompensationsmassnahmen demnach bei rund 500 Millionen Franken jährlich. Über zehn Jahre: mehr als 5 Milliarden Franken.

**5. Anschluss an das EU-Handelssystem für Emissionsrechte.** Firmen aus besonders energieintensiven Branchen sind verpflichtet, über sogenannte CO<sub>2</sub>-Zertifikate Emissionsrechte zu erwerben. Die Kommission will das Schweizer Versteigerungssystem mit dem Handelssystem der EU koppeln, was zu einer Angleichung der Preise für die Zertifikate führt. Letztes Jahr betrug der CO<sub>2</sub>-Preis in der Schweiz im Mittel Fr. 6.58 pro Tonne CO<sub>2</sub>. Der Preis in der EU schwankte zwischen 20 und 30 Euro. Mit neuer Regulierung kann die EU in die Höhe treiben. Die Rede ist von Werten um 110 Franken pro Tonne. Statt heute knapp 5 Millionen Franken im Jahr könnten in Zukunft durchaus auch über 80 Millionen Franken jährlich fällig sein.



# Gelackmeierte Steuerzahler

Die Konsumenten haben jahrelang zu hohe Radio- und TV-Gebühren bezahlt und sollen nun aus der Bundeskasse entschädigt werden. Die SRG, die eigentliche Profiteurin, kommt ungeschoren davon.

Es ist eine Angelegenheit, die das Vertrauen in die Behörden nicht gerade fördert. 2015 hielt das Bundesgericht auf Beschwerde einer Privatperson fest, dass das Bundesamt für Kommunikation (Bakom) den Konsumenten jahrelang zu hohe Beträge für den Radio- und Fernsehempfang in Rechnung gestellt habe. Das Bakom beziehungsweise die in seinem Auftrag handelnde Billag hatte jeweils die Mehrwertsteuer auf die Gebühren geschlagen, was laut den Lausanner Richtern nicht zulässig war; gut 30 Millionen Franken jährlich kamen so unrechtmässig zusammen, das sind pro Haushalt und Jahr 11 Franken zu viel. Nach dem Urteil passte das Bakom die neuen Rechnungen an. Das Amt, dem Departement der damaligen Bundesrätin Doris Leuthard unterstehend, weigerte sich allerdings durch alle Instanzen, den Konsumenten die jahrelang zu Unrecht einkassierten Beträge zurückzuzahlen. Erst ein weiteres Urteil des Bundesgerichts von 2018 brachte das störrische Bakom zur Raison und verpflichtete es zur Rückerstattung der Mehrwertsteuer ab 2010.

## Vieles liegt im Dunkeln

Vor kurzem hat das Bakom, das derzeit mit Tausenden von Rückforderungsgesuchen konfrontiert ist, eine Gesetzesvorlage präsentiert, die regelt, wie die Rückerstattung geschehen soll. Der Einfachheit halber ist vorgesehen, dass jeder Haushalt eine einmalige Gutschrift von 50 Franken erhält. Dieses Geld – das sind rund 165 Millionen Franken – soll aus der allgemeinen Bundeskasse geholt werden. Beim Bakom hofft man, auf diese Weise einen Strich unter die leidige Affäre ziehen zu können.

Damit würde das Amt allerdings gar einfach davonkommen. Denn rund um die Steueraffäre gibt es mehrere offene Fragen, die beantwortet werden sollten, bevor man die Sache ad acta legt. So würde man gerne erfahren, ob die Bakom-Verantwortlichen tatsächlich nicht schon vor 2015 wussten, dass sie die Empfangsgebühren zu Unrecht besteuerten. Das Bundesgericht hatte notabene schon 1995 erklärt, dass

die Empfangsgebühren leistungsunabhängig seien. Damit fehlte von Beginn weg die Grundlage für die Einforderung der Mehrwertsteuer, denn ohne Leistungsaustausch gibt es keine Besteuerung. Das Amt, so sieht es aus, konnte bei den Konsumenten allein deshalb ungestört abkassieren, weil sich vor dem Jahr 2015 nie jemand gegen seine Steuerpraxis gerichtlich zur Wehr gesetzt hatte.

Vor allem aber interessiert, ob das Bakom die unrechtmässig erhobene Mehrwertsteuer tatsächlich richtig abgerechnet hat. Hier liegt einiges im Dunkeln, bis heute hat keine unabhängige Verwaltungsstelle und kein Gericht diese Frage untersucht. Es gibt einige Punkte, die darauf hindeuten, dass die Mehrwertsteuerbeiträge nicht der Bundeskasse zugutegekommen sind, sondern faktisch in den Gebührentopf geflossen sind, der zur Hauptsache die SRG alimentiert. Das Bakom selber behauptet, dass alles korrekt abgerechnet worden sei. Gleichzeitig räumt es allerdings ein, dass nicht nur die Empfangsgebühren im Gebührentopf gelandet sind, sondern auch der sogenannte Vorsteuerüberschuss, bei dem es sich ebenfalls um Millionenbeträge handelt. Stimmt das? Und, falls ja, durfte das Bakom so vorgehen und diese Mittel kurzerhand zum Nutzen der SRG einsetzen?

Wie auch immer das Ganze abgelaufen ist: Die SRG hat auf die eine oder andere Weise nicht nur ihren gesetzlich definierten Gebührenanteil erhalten, sondern darüber hinaus zusätzliche «Subventionen», die aus den jahrelang zu Unrecht bezahlten Steuern stammen. Umso stossender ist es, wenn die SRG nun, da es um die Rückzahlung geht, ungeschoren davonkommt und statt ihrer die allgemeine Bundeskasse für den Fehler aufkommen soll. Letztlich läuft der Vorschlag des Bakom darauf hinaus, dass die Steuerpflichtigen den Gebührenzahlern – und damit sich selbst – das Geld zurückerstatten und für ein behördliches Fehlverhalten geradestehen sollen, von dem einzig die SRG profitiert hat. *Katharina Fontana*



Profiteure behördlichen Fehlverhaltens.

## Justiz

### Langes Warten

Das Bundesgericht verzögert den Einsatz von Sozialdetektiven.

Das Ergebnis war eindeutig: 64,7 Prozent der Stimmbürger stimmten im November 2018 für die Observierung von mutmasslichen Versicherungsbetrügern. Das war zwar in der Vergangenheit bei der IV und der Unfallversicherung gang und gäbe – bis der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte 2016 die fehlende gesetzliche Grundlage kritisierte. Bundesrat und Parlament mussten in der Folge ein spezielles Gesetz dafür ausarbeiten.

Das ist nun geschehen und vom Stimmvolk abgesegnet, aber nun kann der Bundesrat die Sozialdetektive trotzdem nicht wie geplant und versprochen auf den 1. September 2019 von der Kette lassen, weil sich das Bundesgericht bei der Behandlung von drei Beschwerden gegen das Gesetz viel zu lange Zeit liess. Insgesamt sind es drei ellenlange Eingaben, die am 23. Juli 2018, am 29. September 2018 und unmittelbar nach der Abstimmung am 28. November 2018 von den Gegnern der Vorlage, dem Komitee «Nein zu Versicherungsspionen», eingereicht wurden. Es ging darin um falsche Zahlen im Abstimmungsbüchlein oder die Observation von Versicherten in Privaträumen.

#### Ab November erlaubt

Die in den Beschwerden monierten Punkte hat der Bundesrat korrigiert und in der Verordnung entsprechend präzisiert – zum Beispiel

#### Am Dienstag, über ein Jahr nach der ersten Beschwerde, rang sich das Gericht zu einem Entscheid durch.

dürfen Versicherte in Privaträumen nicht überwacht werden. Grünes Licht darf der Bundesrat aber erst geben, wenn das Bundesgericht in der Sache entschieden hat. Vergangenen Dienstagmittag, über ein Jahr nach der ersten Beschwerde, rang sich das Bundesgericht endlich zu einem Entscheid durch und wies zwei von drei Beschwerden ab. Auf die Dritte trat die oberste Gerichtsinstanz nicht ein. Jetzt kann das Gesetz frühestens auf den 1. November 2019 in Kraft treten, so viel Vorlaufzeit braucht die Verwaltung für die Inkraftsetzung.

Wie wichtig indessen solche Observierungen sind, zeigt der Fall einer Kosovarin beispielhaft auf, über die das Kreisgericht Rheintal in den letzten Tagen befinden musste. Sie soll sich mit falschen Angaben bei der IV insgesamt über Jahre 688 000 Franken erschlichen haben.

*Hubert Mosser*

# Chronik eines Zerwürfnisses

Die grösste Herausforderung für SBB-Chef Andreas Meyer dürfte die Zusammenarbeit mit Verkehrsministerin Sommaruga werden. Ihr gegenseitiges Verhältnis ist vorbelastet.

Von Hubert Mooser

Verkehrsministerin Simonetta Sommaruga gibt sich die Ehre: Die SP-Bundesrätin lädt die Medien diese Woche ins Tessin, wo sie den neuen Tunnel am Ceneri der Öffentlichkeit präsentiert. Die Flachbahn durch die Alpen sei ein Jahrhundertbauwerk, begründet Sommarugas Sprecherin Annetta Bundi den Ausflug. Wie im Vorfeld der Gotthard-Basistunnel-Eröffnung nutzen der Bund, die SBB und die Alp Transit Gotthard AG die anstehende Eröffnung des Ceneri-Basistunnels, um mit verschiedenen Veranstaltungen darauf aufmerksam zu machen. Der vom Infrastrukturdepartement Uvek organisierte PR-Anlass dürfte SBB-Chef Andreas Meyer sehr gelegen kommen.

Der Ceneri-Tunnel lenkt von den Fehlern und Unzulänglichkeiten etwas ab, für die der oberste Bähnler in den letzten Wochen den Kopf hinhalten musste: Ärger mit den neuen Bombardier-Zügen, verspätete und ausfallende Züge, geschlossene Schalter, fehlende Lokomotivführer, gebrochene Anschlüsse, Häufung von Baustellen, Propaganda statt Information, und jetzt noch der schwere Unfall eines Zugsbegleiters wegen einer defekten Zugtüre – das alles trug Meyer und den SBB eine schlechte Presse ein. Das Einzige, was dabei überraschenderweise nicht wirklich zur Debatte stand, war ein Rücktritt von Meyer.

## Er sagt, was die Politiker hören wollen

Im Gegenteil: Vor der Verkehrskommission des Ständerates (KVF-S), deren Präsident Claude Janiak den SBB-Chef eingeladen hatte, legte Meyer vergangene Woche laut dem Urner Ständerat Josef Dittli einen selbstbewussten Auftritt hin. Er habe überzeugend aufzeigen können, dass die SBB viel für die Sicherheit tun würden. Vergangenen Freitag doppelte Meyer vor den Medien nach und gestand: «Ich war überrascht, als ich gesehen habe, wie viele Fehler wir gefunden haben.» Es seien mehr Mängel festgestellt worden, als von den SBB erwartet, darunter teils sicherheitsrelevante. Kommende Woche folgt nun ein weiterer Auftritt vor der KVF des Nationalrates. Viel befürchten muss Meyer auch hier nicht. Kommissionspräsidentin Edith Graf-Litscher sagt, man erwarte von ihm Erklärungen dazu, wie er die Zuverlässigkeit der Bahn in Zukunft sicherstellen wolle.

Meyer zeigte sich bisher politisch gewandt im Umgang mit Bundesbehörden und Politikern. Im Parlament gibt es niemanden, der

offen zu sagen wagt, dass der SBB-Chef langsam den Hut nehmen sollte – nicht einmal die Linken, die Meyer nicht ins Herz geschlossen haben.

Er hat auch gelernt, wie er sich politischen Ärger vom Halse halten kann: indem er nur das sagt, was Politiker hören wollen. Über die geplante, 13 Milliarden Franken teure Angebotsverdichtung des Bahnverkehrs sagte er gegenüber dem *Sonntagsblick*: «Die Schweiz hat sich entschieden, das Bahnnetz weiter auszubauen. Diese Mobilität ist ein Teil der Lebensqualität der Schweiz.» Dabei weiss keiner besser als der SBB-Chef, dass das Bahnnetz längst am Limit funktioniert und dass dies auch eine der Ursachen ist, weshalb derzeit vieles schief läuft. Er und seine Leute wiederholen das Argument jedenfalls nach jeder Pannenserie. Schon beim Abgang von Meyers Vorgänger Benedikt Weibel hiess es, dieser habe die Bahn bis zu einem Punkt weiterentwickelt, der kaum noch überschritten werden könne. Eine zusätzliche Verdichtung sei fast nicht mehr zu erreichen, die Pannenanfälligkeit sei dramatisch gestiegen. Seither wurde das Angebot noch mehr verdichtet, und so soll es auch nach dem Wunsch des Parlamentes in den nächsten Jahren praktiziert werden.

Die grösste Herausforderung dürfte für Meyer aber die Zusammenarbeit mit der neuen Verkehrsministerin Simonetta Sommaruga darstellen. Deren Sprecherin streicht zwar hervor, dass Sommaruga und die SBB-Spitze sich regelmässig treffen und eine gute Zusammenarbeit pflegen würden. Aber Meyer wird sich daran gewöhnen müssen, dass seine politische Vorgesetzte genauer hinschaut.

Anders als für Vorgängerin Doris Leuthard, die der Bahn ihre unternehmerische Freiheit liess und mit Meyer gut zurechtkam, spielt die Bahn für die SP-Bundesrätin vor allem bei ihren Überlegungen zum Klimaschutz eine zentrale Rolle. Das untermauert sie auch mit ihrem Auftritt im Ceneri-Tunnel diese Woche. Bereits hat sie angekündigt, dass sie den Güterverkehr mit einem Massnahmenpaket stärken will. Und dem Ceneri-Tunnel kommt bei der Verlagerung des Schwerverkehrs von der Strasse auf die Schiene eine grosse Bedeutung zu.

Aber das Teamwork Sommaruga-Meyer hat schlecht begonnen. Kaum im Amt, wollte Sommaruga Meyers Millionensalär um 4 Prozent kürzen, der Gesamtbundesrat schlug sich aber auf die Seite Meyers. «Wenn ich je-

manden loswerden will, würde ich genau so vorgehen», kommentieren bundesratsnahe Kreise die Kontroverse um den Lohn des SBB-Chefs. Beim Streit zwischen SBB und BLS um lukrative Fernverkehrskonzessionen zwang Sommaruga Meyer gewissermassen einen Kompromiss auf. Bisher hatten die SBB ein



Schaut genauer hin: Bundesrätin Sommaruga.



Monopol auf Fernverkehrsstrecken. In Zukunft wird die BLS die Verbindungen Bern–Biel und ab Dezember nächsten Jahres die Strecken Bern–Olten sowie Bern–Neuenburg–La Chaux-de-Fonds betreiben. Das ist für die SBB verschmerzbar, nach aussen hin aber ein starkes Zeichen, dass die neue Verkehrsministerin nicht davor zurückschreckt, die SBB in die Schranken zu weisen.

Meyer blieb ruhig, noch einen Streit mit der Departementsvorsteherin kann der SBB-Chef derzeit nicht brauchen – zumal er schon mit dem Direktor des Bundesamts für Verkehr (BAV), Peter Füglistaler, seinem eigentlichen Ansprechpartner beim Bund, verkracht ist. Die beiden verstehen sich nicht und sind



**Selbstbewusster Auftritt:** SBB-Chef Meyer.

schon einige Male aneinandergeraten, manchmal während Sitzungen der KVF. Die frühere Uvek-Chefin Leuthard, zu der Meyer stets einen guten Draht hatte, sorgte bisher für einen Ausgleich. Aber vor allem hielt sich die etwas konfliktscheue Leuthard aus dem Streit heraus. Die neue Verkehrsministerin Sommaruga steht dagegen nicht im Ruf, dass sie Konflikte aus dem Weg geht. Und sie ist Sozialdemokratin – wie BAV-Direktor Peter Füglistaler auch.

Dazu muss man wissen: Die SBB waren lange Jahre die Spielwiese der Genossen und des einflussreichen Eisenbahnverbandes. Meyers Vorgänger Weibel gehörte zum Berner SP-Klüngel, wie der langjährige SBB-Verwaltungsratspräsident Ulrich Gygi. 2006 kam Meyer an die Spitze der Bundesbahnen, krepelte den Laden komplett um und drängte einen Apparatschik nach dem anderen hinaus. Das machte ihn nicht unbedingt

---

**«Ich war überrascht, als ich gesehen habe, wie viele Fehler wir gefunden haben.»**

---

zu einem Sympathieträger. Gegenüber Politikern wirkt er kompetent und fachkundig, aber auch etwas arrogant und abgehoben. Mit seinem forschenden Stil stiess er zu Beginn seiner Amtszeit einige vor den Kopf.

#### **Nicht neu, aber noch frisch**

Nach wenigen Jahren im Amt prasselten schon von allen Seiten Vorwürfe auf ihn ein. Die *Berner Zeitung* kritisierte seinen als autoritär beschriebenen Führungsstil und die sich mehrenden Abgänge aus der Geschäftsleitung. Dann wurde ihm vorgeworfen, dass er Dutzende Millionen für Berater ausbebe. Dazu kamen ein paar verpatzte Personalentscheide wie die Anstellung des langjährigen Schweiz-Tourismus-Chefs Jürg Schmid, den Meyer als Chef Personenverkehr zu den SBB holte und der nach wenigen Wochen bereits wieder ging. Dennoch hat sich Meyer bis heute fest im Sattel gehalten. Die neue SBB-Verwaltungsratspräsidentin Monika Ribar hält eisern zu ihm. Das stärkt seine Position gegenüber Sommaruga etwas.

Vieles, was zurzeit rund um die SBB abgeht, erinnert an das Karriereende von Benedikt Weibel. Eine nicht enden wollende Serie von Pannen, Dauerbeschuss in den Medien, tragische Todesfälle. Schliesslich ging Weibel mit sechzig Jahren vorzeitig in Pension, wird heute in SP-Kreisen aber beinahe wie ein Säulenheiliger verehrt. Als Meyer kürzlich gefragt wurde, ob er nicht langsam genug habe, liess er durchblicken: Er sei zwar nicht neu, aber noch frisch. Vielleicht hat der 58-Jährige ganz einfach noch nicht den passenden Ersatzjob gefunden. ○

## **Gesundheit**

# **Mehr Psychotherapie**

**Psychologen sollen Zugang zu Krankenkassen erhalten. Gibt es Widerstand?**



**Pierre Vallon.**

**D**er Bundesrat will im Gesundheitswesen mit einem Systemwechsel den Zugang zur Psychotherapie verbessern, vor allem für Kinder und Jugendliche sowie Erwachsene in Krisensituationen. Gemäss Alain Bersets Vernehmlassungs-

entwurf sollen psychologische Psychotherapeuten künftig ihre Leistungen im Rahmen der obligatorischen Krankenversicherung selbständig abrechnen dürfen, wenn ein Arzt dies für Patienten so anordnet. Es soll also etwa gleich laufen wie heute in der Physiotherapie. Das heisst, dass die Psychologen plötzlich einen direkten Zugang zum Krankenversicherungssystem erhalten würden.

Bisher wurden die Leistungen nur dann übernommen, wenn die Psychologen unter Anstellung und Aufsicht eines Arztes oder Psychiaters mit entsprechendem Ausweis zur Delegation in der Psychotherapie tätig waren. Psychiater haben eine längere Ausbildungszeit als Psychologen. Der Vorschlag für einen Systemwechsel vom Delegations- zum Anordnungsmodell lässt eine Angebotsausweitung samt Ausgabenwachstum erwarten, zumal heute von einem Angebotsmangel die Rede ist. Es liegt nah, dass die Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen diesen Schritt begrüsst, den sie seit langem fordert und auch wirksam mit Medienarbeit unterstützt hat.

Die Reaktion der Psychiater ist weniger eindeutig. Sie würden durch den Systemwechsel unter stärkeren Konkurrenzdruck geraten und müssten sich eigentlich wehren. Eine Mengenausweitung bei den Leistungen würde gemäss Bundesratsvorschlag ja dann auf die Tarife drücken. Pierre Vallon, Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, hat sich öffentlich gegen die Vorlage ausgesprochen. Die Psychiatrie-Fachorganisationen von Swiss Mental Health Care dagegen sind für den Systemwechsel, aber mit flankierenden Massnahmen. Ihnen schwebt ein koordiniertes Anordnungsmodell vor mit erhöhten Qualifikationsanforderungen, weiterhin spezieller Rolle der Psychiater und Sicherung der Kostendeckung, also mit gemildertem Konkurrenzdruck. Alles in allem ist der Widerstand gegen Bersets Vorschlag schwach. *Beat Gygi*

# Die mit dem Strom schwimmt

Elisabeth Schneider-Schneiter schafft es wie niemand sonst, im Parlament stets in der Mehrheit zu sein. Die protestantische CVP-Frau sieht sich als liberale Konservative und steht felsenfest zum Rahmenabkommen. *Von Katharina Fontana*

Wer einen solchen Allianznamen trägt, sucht die Aufmerksamkeit. Und Elisabeth Schneider-Schneiter ist in dieser Hinsicht recht erfolgreich. Die Nationalrätin aus der kleinen Baselbieter CVP, die seit 2013 in der Grossen Kammer sitzt, geniesst eine beachtliche Medienpräsenz. Vergangenen Herbst stand sie als Bundesratskandidatin ein paar Wochen im Scheinwerferlicht, hatte aber gegen die Walliserin Viola Amherd keinen Stich. Als Präsidentin der Ausserpolitischen Kommission des Nationalrates absolvierte Schneider-Schneiter wegen des hochumstrittenen Rahmenabkommens mit der EU in den letzten Monaten so manchen öffentlichkeitswirksamen Auftritt. Und wie keine andere hat die 55-Jährige ein Gespür dafür, mit dem Strom zu schwimmen: Niemand im Nationalrat stimme häufiger mit der Mehrheit als sie, meldete die *Sonntagszeitung* vor kurzem.

## Keine typische CVP-Frau

Elisabeth Schneider-Schneiter zählt zu jenen Politikern, die man schnell einmal als intellektuelle Leichtgewichte einordnet und bei denen man gleichzeitig nicht weiss, ob man ihnen damit ein Unrecht tut. Sie ist keine Redekünstlerin, und im Gespräch weicht sie gerne auf jene Allgemeinplätze aus, die für Politiker typisch sind. Doch Schneider-Schneiter hat in ihrem Leben gezeigt, dass sie sich durchsetzen kann. Aufgewachsen ist sie im solothurnischen Hofstetten, in einer Bauernfamilie, als drittes von fünf Kindern. Sie musste sich gegen ihren Vater behaupten, der von ihren Plänen, die Matura zu machen und zu studieren, nichts wissen wollte: Sie solle besser ins Welschland gehen und eine Berufslehre absolvieren, hiess es.

Es kam anders: Die junge Frau studierte Rechtswissenschaften an der Universität Basel. Ihre Ausbildung finanzierte sie sich mit Putzstellen und anderen Jobs, und da sie nach ihrem Studienabschluss sofort Geld verdienen musste, trat sie eine Stelle bei einer Gemeindeverwaltung an. Später wurde sie Gemeindeverwalterin in Biel-Benken, wo sie wohnt, einem Dorf nahe an der französischen Grenze, das trotz vieler Stadtpendler seinen ländlichen Charme nicht verloren hat. Sie ist Mutter von zwei Kindern – die neunzehnjährige Tochter kandidiert auf der Nationalratsliste der Jungen CVP. Das Nationalratsamt hat die Tür zu weiteren Posten geöffnet: Schneider-Schneiter ist Präsidentin der Handelskammer beider Basel und Vorstandsmitglied der Economiesuisse. Dass ihr



*Willkommener Kontrapunkt:* Nationalrätin Schneider-Schneiter.

bei dieser Wirtschaftsnähe der Ruf anhaftet, politisch links zu stehen, versteht sie nicht. Tatsächlich ist Schneider-Schneiter nicht die typische CVP-Frau, die ihre Allianzen zuverlässig links sucht und vom «bürgerlich-sozialen» Etikett, das sich die CVP selber angeheftet hat, nur den zweiten Teil gelten lässt.

Anders als vor vier Jahren, als die Baselbieterin ihren Nationalratsstanz nur knapp verteidigen konnte, startet sie diesen Herbst aus einer komfortablen Position. Dank einer Listenverbindung mit der EVP, der BDP und den Grünliberalen stünden die Chancen für ihre Wiederwahl gut, meint sie. Dass die Protestantin bei der CVP gelandet ist, hat mit ihrer familiären Herkunft zu tun. Ihre protestantischen Grosseltern seien ins erzkatholische Schwarzbubenland gezogen und dort der CVP beigetreten – «für die Bauern gab es die CVP, für die Zugezogenen, die in der Chemischen arbeiteten, die FDP». Der religiöse Graben war tief, die Katholiken durften bei den Protestanten nicht einkaufen. Das führte dazu, dass ihre Grossmutter, die eine Gärtnerei führte, häufig erst nach Einbruch der Dunkelheit katholische Kunden empfangen und Setzlinge verkaufen konnte.

In der Baselbieter CVP spiele die Religionszugehörigkeit heute keine Rolle mehr, sagt Schneider-Schneiter. Das C der CVP findet sie aber nach wie vor wichtig, man müsse den

christlichen Werten Sorge tragen. Apropos Werte: Wie steht sie zur «Ehe für alle»? «Da bin ich liberal. Wenn zwei Menschen heiraten wollen, sollen sie dies tun. Jeder soll so leben, wie er will – es ist allerdings nicht nötig, die sexuelle Orientierung dauernd an die grosse Glocke zu hängen.» Einen willkommenen Kontrapunkt setzte die CVP-Frau bei jenem Thema, das neben dem Klima das beherrschende des Wahljahres 2019 ist: den Frauen. So teilte sie in der «Arena», die das Schweizer Fernsehen zum Frauenstreik im Juni durchführte, tüchtig aus und wandte sich gegen das Klischee, dass Frauen heute noch systematisch diskriminiert seien. «Natürlich gibt es Ungerechtigkeiten, und ich bin die Erste, die für Lohngleichheit und für Frauen in Führungspositionen eintritt. Doch Frauen sollen mit ihrer Stärke überzeugen und sich nicht in eine Opferrolle drängen lassen.» Schneider-Schneiter hat wie ihr Mann immer Vollzeit gearbeitet und sieht darin das Modell für gleiche Chancen. «Teilzeitarbeit ist ein Karrierekiller. Frauen bekommen nur dann Kaderstellen, wenn sie sich beruflich voll engagieren.» Nun entspricht es nicht unbedingt dem Idealbild jeder Mutter, einen Vollzeitjob zu haben und die Kinder nur noch abends zu sehen. «Es gab auch bei mir Momente, wo ich lieber zu Hause mit den Kindern gewesen wäre. Kinder und Beruf zu haben, ist anstrengend – ich habe oft nach einem langen Arbeitstag um



Mitternacht noch einen Geburtstagskuchen gebacken. Doch umgekehrt bietet ein solches Leben auch enorm viele Chancen für die ganze Familie.»

Überhaupt sollten gleiche Rechte und Pflichten eine Selbstverständlichkeit sein, findet Schneider-Schneiter, «das gilt beim AHV-Alter, aber auch beim Militär- oder Zivildienst.» Braucht es mehr Frauen im Parlament? «Diversität ist ganz wichtig, das sorgt für eine ausgewogene Politik. Die Frauen haben es selber in der Hand, dafür zu sorgen, indem sie Frauen wählen.» Nebenfrage: Wie steht es mit dem Sexismus im Bundeshaus, ein Thema, das vor zwei Jahren heftig diskutiert wurde? «Das gibt es leider, doch man hat die #MeToo-Debatte im Bundeshaus auf die Spitze getrieben. Es gibt Parlamentarier, die sich heute kaum mehr getrauen, einer Kollegin den Koffer zu tragen.»

### Einseitige Erklärungen

Dass Schneider-Schneiter als mit der Wirtschaft verbundene Politikerin aus dem Raum Basel zum Rahmenabkommen mit der EU steht, verwundert nicht. Erstaunlich ist aber, mit welcher Leichtigkeit sie die Einwände gegen den Vertrag abtut. Es gehe um den Fortbestand der Bilateralen, dafür sei das Rahmenabkommen unabdingbar, sagt sie und findet, dass die Schweiz die strittigen Punkte notfalls auch allein mit einseitigen Erklärungen entschärfen könne. Dass sich der Europäische Gerichtshof im Streitfall kaum nach den einseitigen Erklärungen der Schweiz richten wird, ficht die CVP-Frau nicht an. «Die Schweiz muss gelassener werden im Umgang mit der EU, wir dürfen nicht alles zur Schicksalsfrage hochstilisieren.» Gegenfrage: Was nützt Gelassenheit, wenn die EU bei Streitigkeiten mit der Schweiz das Schiedsgericht und damit den Europäischen Gerichtshof anrufen kann? «Jedes EU-Mitgliedsland hat Rücken am Hals, damit muss man pragmatisch umgehen.» Macht ihr die Vorstellung denn keine Sorgen, dass sich die Schweiz derart eng an eine Organisation bindet, die selber in der Krise ist und institutionell völlig anders tickt? «Wir sind schon heute eng vernetzt und schon längst nicht mehr unabhängig. Da wird sich nicht viel ändern.»

Kürzlich wurde Elisabeth Schneider-Schneiter von ihrem SVP-Ratskollegen und *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel in den Spalten dieser Zeitung kritisiert, weil sie eine Kommissionssitzung ins heimische Baselbiet verlegt hatte: Sie habe damit persönlichen Wahlkampf betrieben. Ein ungerechter Vorwurf, findet die Baselbieterin. «Es ist üblich, dass der Kommissionsvorsitzende am Ende der Präsidentschaft die Sitzung im Heimatkanton abhält. Das tun auch SVP-Kommissionspräsidenten, und deren Ausflüge haben teils schon mehr gekostet als bei mir.» Ob Wahlkampf oder nicht – geschadet hat ihr der Auftritt auf Heimatboden sicher nicht. ○

## Bundeshaus

# Wie es ihnen gefällt

Je länger, je mehr foutieren sich Bundespräsidenten um die Rolle, die ihnen Verfassung und politische Kultur der Schweiz vorgeben. Ueli Maurer ist nur das jüngste Beispiel.

Der Bundespräsident ist ein Sitzungsleiter mit schicker Visitenkarte. Ein Jahr lang führt er den «Vorsitz im Bundesrat», wie es in der Verfassung heisst, ohne dass ihm dadurch besondere Kompetenzen erwachsen. Das hindert Bundespräsidenten aber schon seit längerem nicht mehr daran, dem Buchstaben des Rechts ihren eigenen Geist einzuhauchen.

– Pascal Couchepin reiste 2003 in die Hauptstädte der Nachbarländer, um französischen, italienischen oder deutschen Staatspräsidenten als «Amtskollege» gegenüberzutreten.

– Hans-Rudolf Merz berief sich 2009 auf einen persönlichen «Führungsentscheid», um in Libyen über die Freilassung von Schweizer Geiseln zu verhandeln.

– Alain Berset verlangte 2018 eine stehende Begrüssung durch die Parlamentarier, als der Gesamtbundesrat zu einer Sitzung der Geschäftsprüfungsdelegation geladen war.

Dass die Bundesräte dem Parlament unterstellt sind; dass ihr Vorsitzender nicht über die Köpfe seiner Kollegen hinweg entscheiden kann und schon gar kein Staatsoberhaupt ist – all dies scheinen Bundespräsidenten für den Augenblick eines Jahres schon einmal zu vergessen.

### Weniger für Merkel

Nun ist auch Ueli Maurer der Versuchung erlegen, das Amt auszufüllen, wie es ihm gefällt. Statt sich damit zu begnügen, seinen Kollegen an den wöchentlichen Sitzungen das Wort zu erteilen, plant er eine Ehrenfeier für Klaus Schwab, der in Davos alljährlich das Weltwirtschaftsforum ausrichtet. Die *Sonntagszeitung* schrieb, Maurer wolle sich bei Schwab für dessen «Lebenswerk erkenntlich zeigen» und ihm das Schweizer Bürgerrecht verleihen. An der Zeremonie teilnehmen solle der Bundesrat in corpore, ganz so, als handelte es sich dabei um den offiziellen Besuch eines Staatsoberhauptes. Angela Merkel, die deutsche Landsfrau Schwabs, wird als Regierungschefin in Bern weniger pompös empfangen.

Was Maurer vorhat, ist aber nicht nur dem umfassenden Protokollreglement des Bundes fremd, sondern auch der politischen Kultur des Landes. Die republikanische Schweiz kennt keine Orden oder sonstigen Auszeich-

nungen für Verdienste um die Allgemeinheit; die föderalistische Schweiz vollzieht Einbürgerungen nicht auf Bundes-, sondern auf Gemeindeebene; und die direktdemokratische Schweiz vertraut auf breite, langwierige Diskussionen statt auf obrigkeitliche Einschätzungen, um zu entscheiden, was dem Land dient.

Allerdings ist Maurer nicht der erste Bundespräsident, der eine Einbürgerung dazu nutzt, sich selber in Szene zu setzen. Als die ABB im Herbst 2016 ihr 125-jähriges Bestehen feierte, bekam Ulrich Spiesshofer, der deutsche CEO des aargauischen Weltkonzerns, von Johann Schneider-Ammann den Schweizer Pass überreicht. «Knorrig wie ein Samichlaus» habe der

Bundespräsident «that guy, Uli Spiesshofer» auf die Bühne gebeten, schrieb die *Schweiz am Wochenende* damals. Rückblickend erscheint der Auftritt noch seltsamer, als er an diesem Abend schon gewirkt haben muss.

Im Dezember 2018 gab Spiesshofer den Verkauf der Stromnetzsparte an die japanische Hitachi bekannt; im April 2019 wurde er entlassen. Inzwischen wird sogar über eine Aufspaltung der ABB spekuliert. Abzuwarten bleibt

auch, ob Hitachi den Werkplatz Schweiz ähnlich hochhalten wird, wie Schneider-Ammann dies in seinen Reden tat. Er ist Ende 2018 zurückgetreten. Von seinem Präsidentschaftsjahr in Erinnerung geblieben ist nicht sein Auftritt bei der ABB, so ungewöhnlich dieser gewesen sein mag, sondern seine verunglückte Rede zum Tag der Kranken (ironischerweise ein Anlass, zu dem tatsächlich ein paar Worte des Bundespräsidenten erwartet werden).

Die Schweiz kennt das Prinzip des rotierenden Regierungspräsidiums. Es hat sich bewährt, weil die Bundespräsidenten ihr Amt meist so ausfüllten, wie es gedacht ist. Wenn sie sich hingegen mit immer originelleren Amtsinterpretationen hervortun, wie wäre es damit: die Sitzungsleitung dem Bundeskanzler übertragen und sich auf die eigentliche Arbeit konzentrieren? Dass Bundesräte freiwillig auf den Glanz des Präsidiums verzichten werden, ist allerdings nahezu ausgeschlossen (bislang lehnte noch keiner das Amt ab). Es bräuchte dafür schon einen «Führungsentscheid» – nur diesmal nicht vom Präsidenten, sondern von den Bürgern. *Erik Ebnetter*



Pompöse Ehrenfeier: Maurer, Schwab.

# Operation Bern

Bisher beobachtete Nicola Forster die Politik von der Seitenlinie aus. Jetzt will der Gründer der Denkfabrik Foraus und Geburtshelfer von Operation Libero selber ins Getümmel. Er kandidiert für den Nationalrat. *Von Florian Schwab*

Wenn Nicola Forster über den Zürcher Münsterhof schreitet, sieht man ihn von weitem. Mit seinen über 1,90 Meter Körpergrösse ist er schon von Natur aus schwer zu übersehen. Dazu kommt das optische Markenzeichen: ausgeprägter Lockenkopf mit Fliege.

Der Gründer der aussenpolitischen Denkfabrik Foraus ist Stadtzürcher von Kindheit an. Er hat die Szenerie für das Treffen mit der *Weltwoche* mit Bedacht gewählt. Auf dem Münsterhof, wo früher Autos parkierten, hat die Stadt temporär eine grünbepflanzte Insel eingerichtet. In die Pflastersteine wurde am Boden eine Gedenktafel eingelassen zum Andenken an Churchills Europarede 1946.

Die ideale Kulisse also für das Gespräch mit dem aussenpolitischen Netzwerker, seit kurzem Nachwuchshoffnung der Grünliberalen im Kanton Zürich.

Sein Interesse für internationale Politik ist die wichtigste Triebfeder des 34-Jährigen. Erstmals näher mit der Politik in Berührung kam er als Jusstudent vor gut zehn Jahren. Damals holte ihn die ehemalige Präsidentin der Jungfreisinnigen Schweiz, Lena Schneller, zu *Economiesuisse*. Dort leitete er die Jugendkampagne für die Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien.

Die Nutzung der dabei gewonnenen Einsichten und Kontakte machte Forster kurz darauf zum Beruf, indem er die Denkfabrik Foraus gründete. Das war direkt nach dem Lizentiat in Rechtswissenschaften an der Universität Zürich. Damals standen ihm die Türen zu einem Praktikum in einer renommierten Zürcher Anwaltskanzlei offen. Doch Forster entschied sich für den steinigere Weg.

«Ich war jung und ungebunden, hatte keine grossartigen finanziellen Verpflichtungen», erzählt er. Das habe er genutzt, um Foraus aufzubauen. Am Anfang stand ein Darlehen seiner Eltern. «Fünf Jahre lang verdiente ich 3000 Franken im Monat.» Nach getaner Aufbauarbeit – das Budget lag damals bei zirka einer halben Million Franken im Jahr – gab Forster das Tagesgeschäft ab. Als Präsident blieb er aber in die weitere Entwicklung eingebunden.

Ihn selber führte ein Weiterbildungsprogramm der Stiftung Mercator nach Brüssel, Berlin und Afrika. In der deutschen Hauptstadt lernte er wichtige Förderer kennen. Der Leiter des Planungsstabs des damaligen Aussenministers Frank-Walter Steinmeier (SPD) beauftragte Forster damit, ein «Programm für mehr Bürgerbeteiligung in der deutschen



*Beste Netzwerkerqualitäten:* Jurist Forster.

Aussenpolitik» zu konzipieren. «Offenbar hatte man den Eindruck, als Schweizer sei ich für dieses Thema prädestiniert», sagt Forster und amüsiert sich darüber, dass ausgerechnet er dieses Klischee bedienen durfte.

Nach abgeschlossenem Auftrag blieb der Schweizer Charakterkopf gefragt als Referent für Veranstaltungen des Auswärtigen Amtes. Auch in Frankreich hat er ähnliche Engagements im Umfeld der Stiftung «Leaders pour

la Paix» des ehemaligen Premierministers Raffarin. «Mein Haupterwerb sind zurzeit Vorträge über die digitale Demokratie sowie Moderationen zu Wirtschafts- und Kulturthemen.»

## Jungakademische Verpackung

Von allen Seiten werden Forster allerbeste Netzwerkerqualitäten bescheinigt. Er ist ein umgänglicher, angenehmer Mensch ohne Allüren. Sein Markenzeichen, die Fliege, er-



zählt er, habe er kurz nach der Gründung von Foraus entdeckt. «Im Gespräch mit Diplomaten kann man keinen Kapuzenpullover anziehen, und doch wollte ich mich etwas von den über sechzigjährigen, gestandenen Herren abheben.» Mittlerweile besitzt er rund dreissig Fliegen, viele davon zum Selberbinden.

Die von Forster gegründete Denkfabrik hat heute ihre feste Funktion in der aussenpolitischen Debatte. Zu den Unterstützern gehört Alt-Bundesrat Pascal Couchepin (FDP).

Der Verein ist vor allem im universitären Umfeld und bei jungen Berufstätigen aktiv. Er bringt Studenten und Absolventen des Völkerrechts, der Internationalen Beziehungen und ähnlicher Fachrichtungen mit aussenpolitischen Akteuren aus dem In- und Ausland zusammen. Heute hat Foraus ein Jahresbudget von 1,4 Millionen Franken. Der Grossteil, so Forster, stamme von Stiftungen. Auch die über tausend Vereinsmitglieder leisten einen wichtigen Beitrag. Zudem erhält Foraus anlassbezogen Geld vom Bund.

Bei Foraus können junge Köpfe ausserhalb der hierarchischen universitären Strukturen über Aussenpolitik nachdenken. Sie veröffentlichen Fachartikel und politische Empfehlungen. Viele davon sind zwar nicht neu, doch durch die jungakademische Verpackung bekommen sie dennoch eine hohe politische Strahlkraft. Parlamentarier von SP bis FDP verweisen bisweilen auf die Ideen des Think-Tanks, und dessen Vertreter wurden auch schon von der Aussenpolitischen Kommission als Experten aufgeboden.

Etliche ehemalige Foraus-Forscher haben in die Verwaltung gewechselt. Gründer Nicola Forster hingegen nutzte Foraus nicht als Sprungbrett in den Staatsdienst. «Es war mir immer wichtig, unabhängig zu bleiben.» Bewusst habe sich die Organisation nicht an grosse Namen angelehnt und die Finanzierung auf viele Schultern verteilt.

Durch den inhaltlichen Schwerpunkt sei die Denkfabrik «liberal orientiert», so Forster. Darunter versteht er ein klares Bekenntnis zur aussenpolitischen Öffnung der Schweiz. Allerdings suche man das Gespräch mit allen politischen Lagern, «auch mit der SVP», und mit der aktiven Diplomatie. Da Foraus politisch denkende, idealistische junge Menschen anziehe, habe es immer wieder Debatten darüber gegeben, ob sich die Denkfabrik auch bei Abstimmungskampagnen engagieren solle. Forster sprach sich immer dagegen aus.

«Nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative waren viele von uns hässig», erzählt er, «auch ich.» Also habe er gemeinsam mit weiteren Foraus-Mitstreitern, darunter Flavia Kleiner, entschieden, etwas Neues zu gründen: die Operation Libero. Als politischen Arm von Foraus will er diese aber nicht verstanden wissen. «Die beiden Organisationen weisen zwar personelle Überschneidungen auf, aber

wir koordinieren uns nicht.» Forster ist Mitglied und Geburtshelfer der Operation Libero, übt dort jedoch keine aktive Funktion aus.

Der Foraus-Gründer pflegt keine politischen Feindbilder. Er spricht mit rechts und links. «Ich finde es gut, wenn es einen Wettbewerb der Ideen gibt.» Insofern bedauert er, dass in der Schweiz kein «Think-Tank in aussenpolitischen Fragen die nationalkonservative Haltung artikuliert»; es gebe andererseits auch «kaum jemanden, der offen für den EU-Beitritt Partei ergreift».

### Zehnter Listenplatz

Forster ist überzeugt, dass die Europäische Union gegenüber den Briten keine Zugeständnisse machen wird. Er sei kürzlich in Brüssel gewesen und habe mit einer befreundeten Mitarbeiterin von Chefverhandler Michel Barnier gesprochen. «Die EU wird bei den vier Grundfreiheiten in den nächsten Jahren eher dogmatischer werden.» Die Stimmung in Brüssel sei sehr geeint, weil es gelungen sei, die Fliehkräfte zu bändigen.

Für die Schweiz bedeutet dies laut Forster, dass «wir beim Rahmenabkommen das bestmögliche Ergebnis» herausgeholt haben. «Je

---

### Trump ist für ihn der «derzeit interessanteste politische Akteur auf der Weltbühne».

---

länger wir abwarten, desto schlimmer wird es.» Er sei zwar «heute kein Befürworter eines EU-Beitritts», aber das Land müsse sich sämtliche Optionen offenhalten: vom Beitritt bis zum Alleingang auf Basis des Freihandelsabkommens von 1972.

Am Tag der Wahl von Donald Trump weilte Forster in New York. Auf Einladung einer Schweizer Organisation besuchte er die Wahlfeier von Hillary Clinton. Dass die Kandidatin um drei Uhr früh durch ihren Wahlkampfchef ausrichten liess, sie werde nicht zu ihren Anhängern sprechen, «fand ich schwach». Und wie beurteilt er Donald Trump? Obwohl er mit der Politik des heutigen US-Präsidenten nicht einverstanden sei, nehme er diesen als «derzeit interessantesten politischen Akteur auf der Weltbühne» wahr. Es beeindrucke ihn, mit welcher Effizienz Trump sein Programm durchziehe. «Davon kann man viel lernen.»

Jetzt zieht es auch den Foraus-Präsidenten in die aktive Politik. Und zwar bei den Grünliberalen des Kantons Zürich, wo er seit zehn Jahren Mitglied ist. Letzten Herbst wurde er zum Co-Präsidenten gewählt. Bei den Nationalratswahlen im Oktober tritt er auf dem nicht sehr vorteilhaften zehnten Listenplatz für den Nationalrat an. Seine Kandidatur sieht er als Realitätstest. «Nach zehn Jahren will ich schauen, ob meine Ideen auch an der Urne eine Chance haben.» ○

## Nachruf



Automobiler Feinschmecker: Manager Piëch.

**Ferdinand Karl Piëch (1937–2019)** — Ferdinand Piëch war ein Genie. Ein mutiges und radikales. Er pokerte stets hoch, weil er wusste, dass ihn nur ein Sieg interessiert. Er wuchs in einer Familie auf, die auch eine Art Exzellenz-Cluster der Ingenieurwissenschaft war. Sein Grossvater Ferdinand Porsche war ein Genie, sein Cousin Ferdinand Alexander Porsche als Designer auch. Es gibt keine Autos, die Piëch heissen, aber Dutzende von ihnen, die ohne Piëch nicht denkbar wären: der Porsche 911 mit leistungsfähigem Sechszylinder, der Rennwagen namens 917, für dessen Sieg in Le Mans er das Schicksal der Zuffenhausener Sportwagenmanufaktur herausforderte, dann der Audi Quattro, schliesslich auch das Einliter-Auto von VW. Piëch war aufgewachsen unter Visionären. Er mass sich stets an höchsten Ansprüchen.

Zusammen mit seinem Cousin machte er aus dem Porsche 911 den wohl unverwechselbarsten Sportwagen der Automobilgeschichte. Ein wenig bizarr und absurd in seinem Fahrverhalten – so, wie das Sozialverhalten des Ferdinand Piëch eben auch sein konnte. Der Motor im Heck, die Luftkühlung, eigentlich ein schneller Käfer, an diesem Konzept wurde stur festgehalten.

Piëch war ein Mann der Frauen und der Familie und ein automobiler Feinschmecker, der auch die italienische Konkurrenz schätzte. Wer einmal in seine eisig blauen Augen blickte, wusste, dass dieser Mann nie zucken würde. So hoch seine technische Intelligenz war, so gefürchtet war sein Sozialverhalten. Er ging ungerührt über Leichen. Wer mit ihm im Vorstand war oder unter ihm, sass auf einem Feuerstuhl. Der 82-jährige Piëch verkörperte einen Dinosaurier: Er war der letzte Zeuge jener romantischen Phase der Wirtschafts- und Technikgeschichte, in der das Werk eines Einzelnen die Welt verändern konnte: Ferdinand Porsche, Enzo Ferrari, dann er. Die Zeit der Heroen ist vorüber. *Ulf Poschardt*

Ulf Poschardt ist Chefredakteur der Welt-Gruppe und Autor der Bücher «911» (Klett-Cotta) und «Über Sportwagen» (Merve-Verlag)

# Der andere König

Das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Zug setzte neue Massstäbe. Ein Monarch aus Übersee beobachtete das Geschehen live. Wir begleiteten den König von Tonga während dreier Tage und führten ihn in das Brauchtum ein. *Von Roman Zeller*

Freitagmorgen, 8.30 Uhr — «Honorary Consulate of the Kingdom of Tonga» steht auf dem Schild vor einer integrierten Zürcher Anwalts-, Steuer- und Compliance-Unternehmung. Drinnen empfängt mich ein junger Anwalt und führt mich durch die Büros. Seine Kollegen weisen ihn auf die Krawattenpflicht hin, schliesslich komme ein König.

«Noch fünf Minuten», heisst es. Martin Eckert, Mitgründer der Firma, steht auf und informiert: «Den König spricht man mit <Your Majesty> an, danach genügt ein leichtes Verbeugen.» Dann liege es am König, ob er einem die Hand reicht oder nicht.

9.00 Uhr — Luka Müller, ebenfalls Mitgründer und Ehemann von Fernsehmoderatorin und Sängerin Sandra Studer, betritt den Raum, begleitet von einem Hünen, dem er einen Platz anbietet mit einem Schild davor – «King of Tonga» –, daneben sitzt Botschafter David Vogelsanger, der in Neuseeland stationiert und für Tonga zuständig ist. Müller führt ein: «142 Kilo, 198 Zentimeter und Schuhgrösse 51», so lasse sich Christian Stucki, der Berner Schwingerkönig-Anwärter, umschreiben. «Das aber könnte», fährt er fort und blickt zum Ehrentisch, «auch der König von Tonga sein.»

«Mein Urgrossvater», fährt er fort, «steht am Ursprung für meine tongaischen Wurzeln.» 1885 erreichte Philipp Gotthard Müller die südpazifische Insel und heiratete eine Inselbewoh-

nerin. Von den neun Kindern zog es keines langfristig in die Zuger Heimat. Erst Enkel Andrew Philipp Müller, 1928 auf Tonga geboren, kehrte in die Schweiz – zum Familienursprung – zurück. Sein Sohn Luka repräsentiert nun offiziell Tonga in der Schweiz.

Jetzt stellt mich Botschafter Vogelsanger für die königliche Audienz vor, die ich mit «Your Majesty» und einem ehrfürchtigen Nicken begrüsse. König Tupou VI., mindestens einen Kopf grösser und doppelt so breit wie ich, streckt seine Hand entgegen. Ich frage, ob ich ihn ans Schwingfest begleiten dürfe. «Ja», sagt er.

Samstag, 7.15 Uhr — Ich warte vor der Arena, bis die Delegation erscheint. Er freue sich aufs



Bundesrat Maurer, König von Tonga, Fürst von Monaco.

«Wrestling», sagt der König, der schräg vor dem Bundespräsidenten sitzt. Um 7.50 Uhr ertönt die Nationalhymne. Ich, zehn Plätze entfernt, beobachte, wie Tupou VI. aufsteht und seinen Safarihut zieht. Durch den Feldstecher kann er verfolgen, wie Joel Wicki das Publikum in Ekstase versetzt. «Your Majesty», beginne ich das Gespräch. «Was war Ihr Highlight?» Keine Antwort. «Die Nationalhymne, gesungen von 56 000 Zuschauern?» – «Wrestling», erwidert er kurz angebunden.

Wir spazieren übers Festgelände. Unauffällig. Müller unterhält den König, wir gehen an den Esstischen vorbei. 10.15 Uhr. Müller: «Who wants a Swiss sausage?» – sieben Leute. Botschafter Vogelsanger fragt: «Ohne Brot?» «Das sind Tongaer», entgegnet Müller und reicht dem König seine Bratwurst, die ihm – wie er sagt – vertraut schmecke. Nachdem der Hunger gestillt ist, begeben wir uns in den Lift zum «Schwingerstübli», Etage siebzehn. Oben angekommen, zeigt Müller dem König ein Festzelt am Zugersee. Dort finde am Abend das exklusive Privatdinner statt – fern der Öffentlichkeit, wie auch der Rest des Tagesprogramms.

Sonntagmorgen, 7.45 Uhr — Beginn des Ausstichs. Wo steckt der König? Ich frage ich Freunde von Müller, ob die gestrige Party ausgeföhrt sei. Sie berichten von einem schönen, lockeren Abend, bei dem auch Fürst Albert II. von Monaco anwesend war, in einem schwarz-

## Prominente

### Fürst bei den Eidgenossen

Wie sich am Eidgenössischen Albert von Monaco nach einem Bier sehnte und warum Búezer Gölá plötzlich CS-Chef Tidjane Thiam umarmte. *Von Thomas Renggli*

Am Sägemehl sind alle gleich. Es gibt keine gesellschaftlichen Grenzen oder Ständesdünkel. Man duzt sich, auch wenn man sich vorher noch nie begegnet ist und nachher nie mehr sehen wird: «Das Schwingen hat Wurzeln und Flügel», spricht der Zuger Landammann **Stephan Schleiss** in seiner Ansprache am offiziellen Empfang im siebzehnten Stock des Uptown-Hochhauses – und ruft dann quasi zum Separatismus auf: «willkommen im Freistaat Zug.»

Sein Publikum ist vielschichtig und hochkarätig: vom **König von Tonga** über **Fürst Albert von Monaco** bis zu CS-CEO **Tidjane Thiam** quasi als Vertreter des Finanz-Adels. Der Mann von der Elfenbeinküste kennt keine Berührungängste. Zum Foto stellt er sich zwischen die helvetischen Sägemehl-Barden **Gölá** und **Trauffer** und lacht mit freundeidgenössischer Herzlichkeit in die Kameras. Die beiden Sänger hatten zuvor einen kurzen Auftritt im Akustik-Jodeln – erwiesen sich

aber ohne Playback-Unterstützung als musikalisch eher schmalbrüstig.

Derweil schaut Bundespräsident Ueli Maurer immer wieder zum Fernsehapparat: «Ich bin wegen des Schwingens hier und nicht wegen des Apéros.» In der ersten Reihe vor dem Bildschirm steht Fürst Albert von Monaco mit einem Baarer Bier in der Hand. Dass er endlich zum Trinken kommt, darf er als persönlichen Erfolg werten. Denn vor lauter Händeschütteln und Fotoaufnahmen befand er sich zuvor gastronomisch schwer im Abseits.

#### «Alle sind glücklich»

Seine Durchlaucht fand den Weg durch Vermittlung von Künstler **Stephan Schmidlin** und Ex-Bobfahrer **Christian Meili** ans Eidgenössische. «Ich wollte das schon immer einmal sehen», sagt Albert gutgelaunt und lobt die Schweiz für ihre Festkultur: «Ich war bereits





Wo steckt der König? Eidgenössisches Schwing- und Älplerfest in Zug, 25. August 2019.

weissen Hawaiihemd. Für die musikalische Begleitung besorgt waren die A-cappella-Gruppe Bliss und Sandra Studer, Müllers Ehefrau. Sie habe für den König sogar ein tongaisches Lied gesungen. Um etwa 23.00 Uhr sei dieser dann zurück ins Hotel gegangen.

**8.40 Uhr** — Armon Orlik bezwingt Kilian Wenger – ohne König. Ich sitze auf dem Platz von Sepp Blatter (ebenfalls nicht in der Arena). Da meldet sich Gian Müller, der Sohn von Luka Müller. Er habe vergessen, mir zu sagen, dass

der König erst für Maurers Rede komme. Als der König dann um 9.15 Uhr ankommt, kreist eine La-Ola-Welle in der Arena. Müller wirft die Arme in die Luft, nicht so der König. Erst als Maurer seine Rede beendet, applaudiert er, worauf, gerade als der sechste Gang beginnt, die tongaische Delegation hinausbeordert wird – zur offiziellen Begrüssung im «Schwingerstübli» (siehe Text unten). Dort, sagt Credit-Suisse-CEO Tidjane Thiam, im Edelweisshemd gleich hinter mir, habe er mit dem König sprechen können: «A very nice man.»

Gleiches sagt mir Ueli Maurer. Er komme gerade vom Mittagessen mit dem König. «Er ist zurückhaltend», resümiert der Bundespräsident und zückt seinen Feldstecher. Der Sitz des Königs von Tonga vor ihm bleibt leer. «Den Schlussgang schaut er im Hotel», sagt Luka Müller. Dort kann er mitverfolgen, wie Christian Stucki mit seinen 142 Kilo auf Schultern getragen und zum König der Eidgenossen erkoren wird – mit fast identischen Körpermassen wie König Tupou VI. aus Tonga. ○

an der Fête des Vignerons in Vevey, aber das Schwingfest ist von seinen Dimensionen nochmals grösser.» Den in monegassischen Kreisen eher unüblichen Sport wertet er als «fantastisch», und fürs Publikum hat er ebenfalls nur lobende Worte: «Dass ein derart grosses Fest ohne sichtbare Polizeipräsenz absolut friedlich durchgeführt werden kann, ist beeindruckend.» OK-Chef **Heinz Tännler** freut sich über einen Anlass nach Plan: «Alles läuft bestens, alle sind glücklich.» Dies betrifft auch die Interpretation des Geschlechtergleichstellungsgesetzes. **Paul Vogel**, Obmann des Eidgenössischen Schwingerverbands, leitete seine Ansprache mit den Worten: «meine Herren und Damen» ein.

Politisch hochkorrekt ist der Zuger Stadtpräsident **Karl Kobelt**. Aufgrund des internationalen Publikums wechselt er in die englische Sprache. Er rechnet vor, dass in Zug 31 000

Menschen aus 125 Ländern leben, dass dabei aber die grössten lokalen Errungenschaften nicht vergessen werden dürfen: «Chriesiwurst und Kirschtorte.»

#### Parmelins Höflichkeitsbesuch

Im Dschungel der Kantons- und Stadtpolitik hält sich Bundesrat **Guy Parmelin** vornehm zurück. Er versteht seine Anwesenheit als Höflichkeitsbesuch und steigt als Erster in den Lift in Richtung Erdgeschoss. Ex-Fifa-Präsident **Sepp Blatter** dagegen amüsierte sich königlich: «Diese Veranstaltung geht unter die Haut. Das Eidgenössische ist ein nationales Ereignis mit internationalem Standard.» Heimatgefühle kommen aber nur bedingt auf: «Im Oberwallis haben wir Kuhkämpfe statt Schwingfeste.»

Nebenbei weist Blatter Gastgeber Tännler diskret auf einen protokollarischen Formfehler hin und sorgt dafür, dass Bundespräsident

Maurer ebenfalls Redezeit erhält. In Abwesenheit von amerikanischen Fernsehteams spricht der Zürcher Englisch. Das Eidgenössische drücke die «Story of Switzerland» aus und stehe für «Innovation and Tradition», und mit Blick zum König von Tonga sagt Maurer: «This is our day.» Mittlerweile ist die Temperatur im Raum auf gefühlte 35 Grad angestiegen. Alt Bobfahrer Meili sehnt sich nach dem Eiskanal und Fürst Albert nach dem nächsten Bier.

Die Krönung des neuen Königs wird der Adelige verpassen. Denn im griechischen Patras wartet die Pflicht. Als IOC-Mitglied eröffnet er dort die Mittelmeerspiele. Wer aber in Zug mit ihm sprechen durfte, ist sich fast sicher: Der Fürst wäre lieber noch etwas länger bei den geselligen Eidgenossen geblieben.





Ein Intellektueller, der grundlegend über den Städtebau, seine Ökonomie und deren Folgen für die Gesellschaft nachgedacht hat: Bernoulli-Häuser in Zürich.

# Freigeistiger, als es der Bund erlaubte

Der Architekt und ETH-Professor Hans Bernoulli unterstützte freiwirtschaftliche Ideen. Das missfiel dem Nationalbank-Präsidenten, der sich bei Schul- und Bundesrat beschwerte. Die ETH entliess Bernoulli und schuf damit einen Präzedenzfall, der bis heute nachwirkt. *Von Wolf Linder*

Laute Nebengeräusche begleiteten die Entlassung der Astrophysik-Professorin Marcella Carollo im Juli. Um die Dramatik des Ereignisses hervorzuheben, war in vielen Medien die Rede von der «ersten Kündigung in der Geschichte der ETH». Das war eine Falschmeldung, denn am 19. Dezember 1938 entschied der Schweizerische Schulrat (heute: ETH-Rat), dem Architekten und Städteplaner Hans Bernoulli keine Lehraufträge mehr zu erteilen. Und nachdem sich der Schulrat nachträglich, am 27. März 1939, die fehlende Rechtsgrundlage beschafft hatte, wurde Bernoulli zwei Tage später auch der Professorentitel an der ETH aberkannt.

## Ohne akademische Diplome

Die Freistellung war, wie die ETH-Dokumentalistin Yvonne Voegeli berichtet, ebenfalls von lauten Protesten begleitet: Die Entlassung Bernoullis gefährdete die Meinungsäusserungsfreiheit, warnten 760 Lehrkräfte. Der Bund Schweizer Architekten wies auf die Bedeutung Bernoullis als «des führenden schweizerischen Fachmanns des Städtebaus» hin und wandte sich gegen eine «Schädigung der baulichen Kultur des Landes». Der Schulrat rechtfertigte sich und blieb bei seiner Entscheid. Daran

konnte auch eine Interpellation der SP in den eidgenössischen Räten nichts ändern.

Tatsächlich galt Bernoulli (1876–1959) als Spitzenvertreter seines Fachs. Als Architekt zeichnete er in Basel, Zürich, Winterthur verantwortlich für Industriebauten, Geschäftshäuser, Einzelwohnhäuser, Bildungsbauten sowie für gut dreissig Kleinwohnhaus-Gruppen und Arbeitersiedlungen. Noch heute erinnern die «Bernoulli-Häuser» in Zürich an den Namen ihres Architekten. Ohne akademische Diplome, aber aufgrund seines Leistungsausweises – auch in Publikationen zu Architektur und Städtebau – war Bernoulli vom Bundesrat 1913 zum Privatdozenten und 1919 zum Professor ernannt worden.

Hans Bernoulli war freilich nicht nur Architekt und Städtebauer, sondern auch Publizist. Er setzte sich in Fachzeitschriften mit den volkswirtschaftlichen, sozialen und politischen Aspekten des Städtebaus auseinander und war zeitlebens überzeugt von der Notwendigkeit einer grundlegenden Reform des Bodenrechts. Beeinflusst war er von der Freiwirtschaftslehre Silvio Gesells. Diese forderte, dass Zins und Bodenrente als ungerechtfertigte Privilegien privater Aneignung aufgehoben werden soll-

ten. Als Mitbegründer und Aktivist im Schweizer Freiland-Freigeld-Bund veröffentlichte Bernoulli in dessen Organ kritische Beiträge und satirische Gedichte unter dem Namen Emanuel Kupferblech, die vor allem die Währungspolitik von Bundesrat und Nationalbank aufs Korn nahmen.

Ab 1933 gab es mehrere Beschwerden gegen sein politisches Engagement. Der Schulrat wies Bernoulli an, bei seinen Vorträgen auf den Professorentitel der ETH zu verzichten, um das Ansehen der Hochschule nicht zu schädigen. Er hielt aber dem fachlich ausgezeichneten Dozenten vorerst die Stange, zumal sich Bernoulli an die Auflage des Schulrats hielt. Dessen Präsident Arthur Rohn freilich gab der Architekturabteilung den Auftrag, Bernoullis Vorlesungen wegen allfälliger Propagierung der Freiwirtschaftslehre zu überwachen. Das blieb ergebnislos.

## Ehrendoktor und Nationalrat

Die Causa Bernoulli kippte 1938, als sich Gottlieb Bachmann, der Direktionspräsident der Schweizerischen Nationalbank, brieflich beim Schulrat über die fortgesetzte Kritik des Freiwirtschaftsbundes an seiner Institution be-



schwerte – mit Kopie an Bundesrat Philipp Etter. Geklagt wurde insbesondere über die «in gehässiger und demagogischer, um nicht zu sagen perfider Weise erfolgenden Angriffe, wie sie schon zu geraumer Zeit ganz besonders gegen den Präsidenten unseres Direktoriums gerichtet werden [...]». Und weiter: «In der vordersten Reihe dieser Angreifer figuriert nun der an der ETH als Professor tätige [...] Bernoulli [...]. Wir stehen vor der in weiten Kreisen unbegreiflichen Tatsache, dass ein Lehrer unserer ETH [...] das auf das allgemeine Vertrauen angewiesene Noteninstitut in perfider Weise bloss stellt und in seinem Ansehen herabzuwürdigen versucht.» Von solchen «Verunglimpfungen» habe Bernoulli Abstand zu nehmen, «falls er seine Lehrtätigkeit am Eidg. Polytechnikum fortzusetzen gedenkt».

Der Schulrat verstand die indirekte Weisung und liess Bernoulli fallen. Sein Präsident Arthur Rohn – treibende Kraft beim Rausschmiss – teilte Bernoulli mit: «Wir bedauern, dass unsere Hochschule infolge Ihrer Betätigung auf wirtschaftlichem Gebiete in eine Situation gelangt ist, die es verunmöglicht, die Dienste eines hervorragenden Fachmannes weiter zu beanspruchen.»

Der Verlust des Professorstitels mag Bernoulli als Nachfahre berühmter Basler Gelehrter besonders getroffen haben. Aber auch ohne seinen Titel wurde der Stadtplaner international zunehmend anerkannt. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er in zerstörten Städten – von Stuttgart, Berlin, Wien bis Warschau – ein gesuchter Planungsexperte des Wiederaufbaus. Seine Idee, dass der städtische Boden

zu kommunalisieren sei – bis heute zum Beispiel in seinem Buch «Die Stadt und ihr Boden» greifbar –, fand allerdings wenig politische Unterstützung. An seinem 71. Geburtstag ehrte ihn die Universität Basel mit der Ehrendoktorwürde, und von 1947 bis 1951 sass er für den Landesring der Unabhängigen im Nationalrat als Vertreter von Basel-Stadt.

### Polemische Gedichte

Aus heutiger Sicht befremden mehrere Dinge. Einmal: die gesellschaftspolitische Enge bürgerlicher Vorstellungen, die aus der Verbreitung freiwirtschaftlicher Ideen durch einen Hochschulprofessor eine Rufschädigung der ETH konstruierte. Dann: der geringe Respekt vor einer Person, die ihre akademische Aufgabe und ihr politisches Engagement ernst nahm, aber beides zu trennen versuchte. Schliesslich:

die direkte Intervention eines Nationalbankpräsidenten und dessen Einfluss auf den Entscheid des Schulrats sowie ein Bundesrat, der die Abänderung des ETH-Reglements – bestellt für den Fall Bernoullis – unterschrieb.

Gewiss, Bernoulli war nicht zimperlich in seiner Behördenkritik. Wären seine polemischen Gedichte statt in der *Freiwirtschaftlichen Zeitung* im *Nebelspalter* erschienen, hätte vermutlich niemand Anstoss daran genommen. Bernoulli war, trotz Vorträgen zur Überwindung des Kapitalismus, kein Kommunist, hingegen ein überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, was sich nicht von allen Mitgliedern des damaligen Schulrats behaupten liess. Immerhin finden Bernoullis verpönte Ideen der Trennung von Verfügung und Nutzung bei jenen Gemeinwesen, die ihren Boden nicht verkaufen, sondern den Privaten zur Nutzung im Baurecht überlassen.

Als Nachgeborene sollten wir freilich zurückhaltend sein in unserem zeitgebundenen Urteil, so wie Yvonne Voegeli, Autorin am

ETH-Hochschularchiv. Ihre ausführliche Dokumentation zu Bernoulli mit dem Titel «Freigestellter Freigeist» besticht durch ihre Offenheit und Fairness. Persönlich sehe ich in Hans Bernoulli einen wahrhaftigen Intellektuellen, der grundlegend über den Städtebau, seine Ökonomie und deren Folgen für die Gesellschaft nachgedacht hat. Er war einer, der dafür auch öffentlich einstand. Leider am falschen Platz und zur falschen Zeit. Und wer weiss: Vielleicht hätte er deshalb auch heute Platz gefunden auf der Liste jener «Professoren, vor denen

gewarnt werden muss», die die *Weltwoche* vor einigen Jahren publizierte.

Eines fällt auf beim Vergleich der Entlassungen von Hans Bernoulli und Marcella Carollo: Ging es damals um gesellschaftspolitische Konflikte und langfristige Interessen der Allgemeinheit, rutschen Entlassungsfälle an Hochschulen heute zunehmend ab ins Feld von persönlichen Einzelinteressen bis hin zu Fragen des gegenseitigen Wohlbefindens von Lernenden und Lehrenden.



**Wolf Linder** ist emeritierter Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bern und Mitglied der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz.

## Einspruch

# Waffe gegen Israel

Es gibt kein Rückkehrrecht für palästinensische Flüchtlinge.

Von Hanspeter Büchi

Der *Weltwoche*-Kolumnist Herodot vergleicht das angebliche Rückkehrrecht der Palästinenser (Uno-Resolution 194 von 1948) mit dem vormaligen Rückkehrrecht der Juden. Das ist irreführend. Die Balfour-Erklärung von 1917 versprach den Juden eine nationale Heimstätte in Palästina und war ab 1920 völkerrechtlich gültig. 1922 beauftragte der Völkerbund die Briten mit der Errichtung dieser Heimstätte (zwischen Jordan und Mittelmeer, inklusive ganz Jerusalems). Die Resolution 194 ist im Unterschied dazu unverbindlich. Sie wurde von der Uno-Vollversammlung verabschiedet und nicht vom Uno-Sicherheitsrat, wie Herodot behauptet.

Wie kam es zu dieser Resolution? Auf die Staatsgründung Israels im Mai 1948 folgte ein Angriff von fünf arabischen Staaten, um Israel zu zerstören. Dies misslang, doch besetzte Jordanien (bis 1967) widerrechtlich Judäa/Samaria (Westjordanland) und Ostjerusalem mit Tempelberg. Israel eroberte 1948 also nicht drei Viertel des Mandatsgebiets, wie Herodot schreibt, sondern verlor Teile davon.

Rund 650 000 Palästinenser verliessen damals ihre Häuser; die meisten von ihnen, weil ihre eigenen Führer sie dazu aufgerufen hatten. Diese Palästinenser wurden von den arabischen Staaten bewusst nicht integriert, um als Waffe gegen Israel zu dienen. Inzwischen gibt es Millionen palästinensischer Flüchtlinge, weil ihr Flüchtlingsstatus – weltweit einzigartig – vererbt wird. Kaum ein Thema sind dagegen die damals aus arabischen Staaten geflüchteten 830 000 Juden. Sie wurden in Israel und anderswo integriert.

Herodot betont die Leistungen des Uno-Hilfswerks für Palästina-Flüchtlinge. Dass palästinensischen Kindern an dessen Schulen das inexistenten Rückkehrrecht und Hass auf Israel eingepflegt werden, verschweigt er. Frieden ist nicht das Ziel, im Gegenteil. Verfehlt ist auch Herodots Bemerkung vom «Belagerungszustand» im Gazastreifen. Leider erklärt er nicht, dass die Blockade einzig gegen den Terror der Hamas und gegen den Waffenschmuggel gerichtet ist. Die Versorgung mit lebenswichtigen Gütern ist sichergestellt.

Hanspeter Büchi ist Mitglied des Forums für Israel.

# Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



1.5 Zi., 3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'400.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Herbst 2020  
[www.chlimbergsteig.ch](http://www.chlimbergsteig.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47  
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 936'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ und 5 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'841'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH und REFH  
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 396'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)




5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)

Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder  
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner** 



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:

**EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ** **Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 5  
**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich





Essay

# Wirtschaft ist kein Nullsummenspiel

Sind die Reichen reich, weil die Armen arm sind? Diese Ansicht ist verbreitet, aber falsch. Reichtum zu schaffen, heisst auch, Nutzen zu stiften für die andern.

Von Rainer Zitelmann

Der Reiche ist reich, weil er dem Armen etwas genommen hat – für Menschen, die so denken, ist das Wirtschaftsleben ein Nullsummenspiel, so wie beim Tennis, wo einer verlieren muss, damit der andere gewinnt. Bei einer Umfrage des Allensbacher Institutes für Demoskopie stimmte eine relative Mehrheit der Deutschen (48 Prozent gegen 44 Prozent) der Aussage «Je mehr die Reichen haben, desto weniger bleibt für die Armen übrig» zu. In Ostdeutschland gibt es sogar eine klare Mehrheit von fast 60 Prozent, die diese Aussage bejahen, und nur 29 Prozent lehnen sie ab.

Viele Menschen glauben also, dass die Welt so funktioniert, wie das Bertolt Brecht in seinem Gedicht zum Ausdruck brachte:

*Reicher Mann und armer Mann  
standen da und sah'n sich an,  
und der Arme sagt bleich:  
Wär' ich nicht arm, wärst du nicht reich.*

In der zitierten Befragung zeigte sich, dass 84 Prozent der Deutschen, die starken Sozialneid empfinden, zugleich auch der Aussage «Je mehr die Reichen haben, desto weniger bleibt für die Armen übrig» zustimmen.

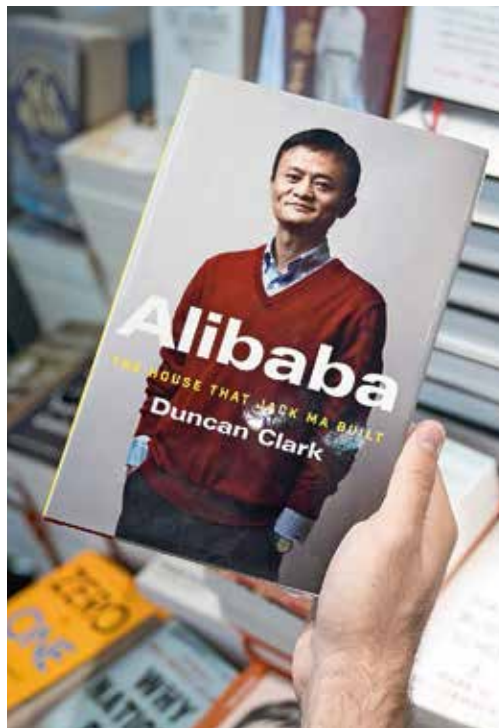
## «Lasst einige zuerst reich werden»

Obwohl dieses Denken sehr verbreitet ist, ist es grundfalsch. Ein Beispiel dafür ist die erstaunliche Entwicklung in China. Niemals in der Geschichte sind in so kurzer Zeit so viele Menschen bitterer Armut entronnen wie in China. Laut Weltbank machten die extrem armen Menschen in China 1981 rund 88 Prozent der Bevölkerung aus, 1990 waren es 66 Prozent, 2015 noch 0,7 Prozent. Die Zahl der Armen sank in China in diesem Zeitraum von 878 Millionen auf unter zehn Millionen.

Diese ganze Entwicklung begann mit den Reformen von Deng Xiaoping. Er gab die Leitlinie «Lasst einige zuerst reich werden» aus. In der Folge wurde das Privateigentum an Produktionsmitteln erlaubt, der Einfluss des Staates in der Wirtschaft wurde zurückgedrängt. Überall in China entstanden kapitalistische «Sonderwirtschaftszonen». Während es zu Maos Zeiten keine Milliardäre in China gegeben hatte, stieg deren Zahl bis 2010 auf 64 an. Heute gibt es 324 Milliardäre in China, ohne die 71 Milliardäre mitzurechnen, die in Hongkong leben. In

keinem Land der Welt – ausser in den USA – gibt es heute mehr Milliardäre als in China.

Nach der Nullsummentheorie wäre diese Entwicklung nicht zu erklären. Der starke Rückgang der Zahl der Armen und der starke Anstieg der Zahl der Milliardäre sind zwei Seiten derselben Medaille. Die meisten Reichen werden nicht reich, weil sie den Armen etwas wegnehmen, sondern weil sie Nutzen für viele Menschen stiften. Jack Ma ist mit einem Vermögen von 34,6 Milliarden Dollar der reichste Mann Chinas, weil er Alibaba und andere Un-



Bedürfnisse befriedigt: Jack-Ma-Biografie.

ternehmen gründete, die die Bedürfnisse von Hunderten Millionen Menschen befriedigen.

Ein Blick auf die *Forbes*-Liste der reichsten Menschen der Welt zeigt, dass fast alle Reichen als Unternehmer reich geworden sind oder Unternehmen fortführen, die ihre Eltern aufgebaut haben. Unter den Top Ten der reichsten Menschen der Welt sind die meisten Selfmade-Unternehmer. Jeff Bezos, mit 131 Milliarden Dollar der reichste Mann der Welt, wurde auf eine ähnliche Weise reich wie Jack Ma, nämlich durch E-Commerce. Der zweitreichste (und lange Zeit der reichste), Bill Gates, wurde reich, weil er uns allen etwas gegeben hat: PC-Soft-

ware wie das Textverarbeitungssystem «Word». Larry Ellison, die Nummer 7, wurde mit Software für Datenbanken reich. Auf ihn folgt Mark Zuckerberg, der mit Facebook eine Idee hatte, die von fast zwei Milliarden Menschen genutzt wird. Larry Page und Sergey Brin, Platz 10 und 14 der *Forbes*-Liste, wurden reich, weil sie die erfolgreichste Suchmaschine entwickelt hatten.

## Nullsummenglaube schadet

Nullsummendanken ist nicht nur falsch – es schadet der ganzen Gesellschaft und denen, die ihm anhängen. Psychologen haben herausgefunden, dass Nullsummendanken eine wichtige Quelle von Neid ist. Wer glaubt, dass Reiche nur auf Kosten der Armen reich geworden sind, neidet den Reichen ihr Vermögen und hat es schwerer, reich zu werden. Wer Reiche für Gauner hält, wird, wenn er selbst ein ehrlicher Mensch ist, nicht danach streben. Der Nullsummenglaube wirkt wie eine psychologische Blockade gegen Reichtum. Skrupellose Menschen, die an die Nullsummentheorie glauben, können sogar Verbrecher werden. Die Gefängnisse sind voll von Menschen, die dachten, man könne nur auf Kosten anderer reich werden.

Nullsummenglaube ist auch die Quelle von sozialistischen Theorien, die in den vergangenen hundert Jahren so viel Leid über die Menschheit gebracht haben. Er bildet die Basis für die Forderung nach Umverteilung. Seine Anhänger glauben, dass es den Menschen in Afrika deshalb so schlecht gehe, weil sie von den reichen Ländern des Westens ausgebeutet würden. Ihre Folgerung: Man müsse die «Gerechtigkeit» wiederherstellen, indem die reichen Länder durch Entwicklungshilfe und Schuldenerlass Gelder nach Afrika transferieren.

In Asien dagegen wurde in vielen Ländern die Allmacht des Staates zurückgedrängt und dem Privateigentum und dem Markt mehr Raum gegeben. Dadurch wurde die wirtschaftliche Entwicklung ermöglicht, die zu einem extremen Rückgang der Armut in Asien führte. Afrika indes hat auf Entwicklungshilfe gesetzt, was die Armut nicht verringert hat – ja, viele Kritiker sind sogar der Meinung, dass sie dadurch verschlimmert wurde. Nullsummenglaube führt also immer wieder zu falschen Problemlösungsstrategien und verhindert, dass die Probleme auf dieser Welt wirklich gelöst werden.

---

# Die Epstein-Saga

---

Wer war der Mann, der mit minderjährigen Mädchen handelte und mit Prinzen und Präsidenten verkehrte? *Conchita Sarnoff* ist die erste Journalistin, die Licht in Jeffrey Epsteins Netzwerk brachte. Hier schildert sie Aufstieg und Fall von «Ikarus».

Der New Yorker Investor Jeffrey E. Epstein war ein Mann wie kaum ein anderer – schlau, ambitioniert und etwas unreif, ein Multimillionär mit einer Begabung für Musik und Zahlen. Gefangen in seiner Vorliebe für sexualisierte Massagen von minderjährigen Mädchen, umgab er sich die meiste Zeit seines Erwachsenenlebens mit mächtigen Freunden, schönen Mädchen und einflussreichen Politikern. Dank seinen grosszügigen politischen Spenden und kostspieligen Zuwendungen hatte er einiges zu bieten. Zwei sehr enge Freunde, die britische Gesellschaftsdame Ghislaine Maxwell und der Milliardär Leslie Wexner, verschafften ihm im Lauf der Jahre Zugang zu den Reichen und Mächtigen. Maxwell, die als Epsteins «Beschützerin, Zuhälterin und Madame» bezeichnet wird, soll minderjährige Mädchen für seinen Sexring rekrutiert haben.

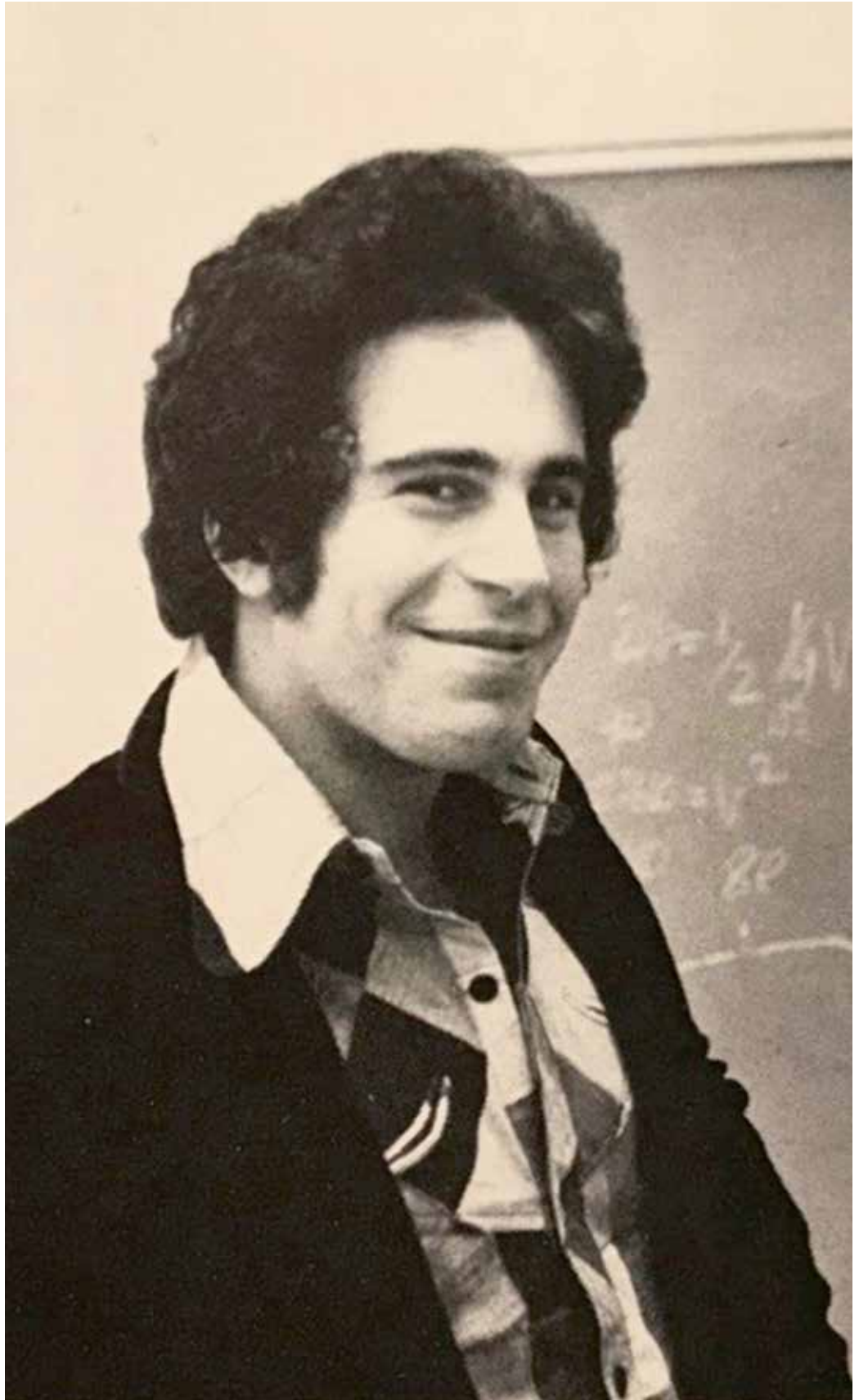
In den frühen 1990ern lernte ich Epstein über einen gemeinsamen Bekannten in meinem Haus in Connecticut kennen. Der Bekannte lud ihn zu mir ein. Die beiden tauchten unangemeldet bei mir auf. Nach dieser ersten Begegnung lief ich ihm in New York einige Male über den Weg. 1993 zog ich mit meinen Kindern nach Europa.

## Was genau bot Epstein diesen Männern?

Zwischen 1993 und 2004 sah ich Epstein bei verschiedenen Anlässen und Abendgesellschaften. So entwickelte sich eine Bekanntschaft zwischen uns. Nachdem er Ghislaine Maxwell in New York nach dem Tod ihres Vaters (dem britischen Verleger, Unternehmer und Labour-Politiker Robert Maxwell) begegnet war, sahen wir uns öfter. Ich vermute, das Schicksal wollte es so. Aber nicht aus den Gründen, die Sie jetzt erwarten.

Epstein war charmant und hatte eine genaue Vorstellung von seinen Opfern. Mehrere Frauen berichteten mir davon, und Gerichtsakten bestätigten das. Haley Robson, eine seiner wichtigsten Mädchenbeschafferrinnen im Jahr 2005, die vor Epsteins erster Verhaftung in Palm Beach verhört wurde, sagte, sie habe nach strikten Kriterien vorgehen müssen: Die Mädchen mussten blutjung sein, minderjährig, hellhäutig, aus unterprivilegierten Familien kommen und, falls sie auspacken würden, einen unglaublichen Eindruck machen.

Die erste Zeugin, die gegen Epstein aussagte, bestätigte dies. Das Mädchen, damals erst vierzehn, wurde von Haley Robson in-



*Schlau, ambitioniert, unreif:* Jeffrey Epstein an der Dalton Academy, 1975.



struiert, sich gegenüber Epstein als Achtzehnjährige auszugeben. Robson wusste auch, dass das Mädchen eine Sonderschule besuchte und aus einer kaputten Familie kam. Als ich diese über ihr erstes Treffen befragte, sagte sie, sie habe nicht älter als vierzehn ausgesehen. «Ich war ein kleiner Spatz. Ich hatte keine Brüste und sah nicht wie achtzehn aus.»

Epstein, kinderlos und zeitlebens Junggeselle, starb am 10. August 2019 in der Untersuchungshaft – nur 35 Tage nach seiner Verhaftung wurde er bewusstlos in seiner Zelle aufgefunden. Seitdem spekulieren viele Medien über die Todesursache, auch darüber, wer aus welchem Grund ein Interesse an seinem Tod gehabt haben könnte. Angesichts seiner Kontakte zu Unternehmern und Politikern könnte es Leute geben, denen daran lag, dass es nicht zu einem Prozess kommt.

Zeuginnen, die gegen Epstein aussagten, haben die Namen einflussreicher Männer zu Protokoll gegeben: Prinz Andrew, Herzog von York und Nummer acht in der britischen Thronfolge, der ehemalige israelische Ministerpräsident Ehud Barak, der frühere US-Präsident Bill Clinton, der ehemalige Gouverneur von New Mexico Bill Richardson, der einstige Präsident der Harvard University, Larry Summers, der Harvard-Juraprofessor Alan Dershowitz und andere.

Was genau bot Epstein diesen Männern, dass sie ihm ihre Aufmerksamkeit und ihre Zeit schenkten? Sie konnten mit seinem Privatjet um die Welt fliegen, er lud sie zu Treffen mit jungen hübschen Mädchen ein, beriet sie in Finanzdingen und stellte Investitionskapital zur Verfügung. Nachdem Präsident Clinton aus dem Weissen Haus ausgezogen war, investierte Epstein vier Millionen Dollar Startkapital in die neugegründete Stiftung der Clintons, die Clinton Global Initiative (CGI).

Anfang 2004 investierte er drei Millionen Dollar in mehrere Unternehmen von Ehud Barak, darunter die Hightech-Firma Carbyne. Barak soll häufig in Epsteins New Yorker Stadtresidenz in der East 66th Street logiert haben. Er war, wie Präsident Clinton, häufig Gast in Epsteins Jet und in Epsteins Anwesen auf dessen Privatinsel und in Manhattan.

#### «Riesengrosse Dummheit»

Zwischen Epstein und Prinz Andrew bestand eine persönliche und geschäftliche Beziehung. Epstein war offenbar eine Zeitlang Finanzberater des Herzogs von York. Sarah Ferguson, die Ex-Frau von Prinz Andrew, entschuldigte sich 2011 öffentlich für die «riesengrosse Dummheit», ein Darlehen über 15 000 Pfund angenommen zu haben. Laut Medienberichten benötigte die Herzogin das Geld

für private Ausgaben. Da ihr Mann wissen musste, wie toxisch Epstein war, stellt sich die Frage, warum er zuließ, dass Epstein das Geld beschaffte und ihre enge Beziehung auf diese Weise bekanntwerden musste.

Die Beziehung zwischen Prinz Andrew und Epstein, ohnehin schon belastet aufgrund der Negativschlagzeilen, endete offenbar im Ja-

worden zu sein. Die Sache wurde wegen formaler Fehler von einem Gericht in Lancaster, Kalifornien, abgewiesen.

Im September 2016 reichte Johnson erneut Klage ein, diesmal in New York. Ihr Anwalt, Thomas Francis Meagher, war Patentanwalt in Princeton, New Jersey. Am 4. November 2016 wurde die Klage vor dem Southern District Court von New York freiwillig zurückgezogen.

Epstein unterhielt nicht nur zu einflussreichen Politikern geschäftliche Beziehungen. Er hatte enge Kontakte zu führenden Managern von Banken wie etwa JP Morgan Chase und (bis 2019) der Deutschen Bank. Im Fall von JP Morgan Chase wurde schon 2008, nach Epsteins Verhaftung, intern geprüft, zu welchen Klienten man die Geschäftsbeziehungen abbuchen sollte. Epstein erschien auf dieser Liste als «hochriskant».

Ein Topmanager verwarf die Empfehlung der Kontrollabteilung, und die Zusammenarbeit mit Epstein ging noch einige Jahre weiter. Der Grund: Epstein war für die Bank wegen seiner Kontakte wertvoll, nicht wegen seines Vermögens. Man war an Kunden interessiert, die er der Bank vermitteln konnte.

Als Highbridge Capital Management, im Besitz seines Friends Glenn Dubin, an JP Morgan Chase verkauft wurde, erhielt Epstein von Highbridge offenbar fünfzehn Millionen Dollar für die Kontaktabnung. JP Morgan Chase beendete die Beziehung zu Epstein im Jahr 2013.

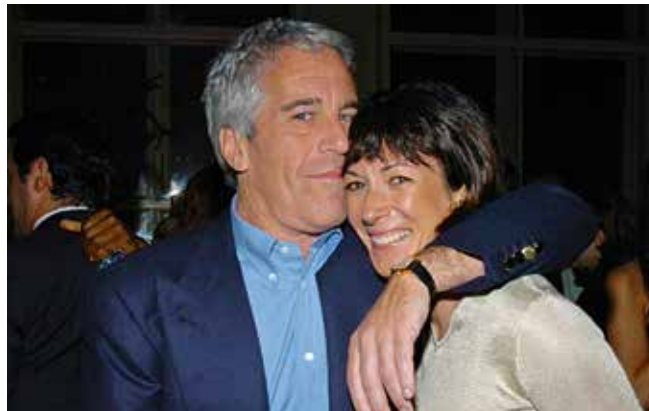
Andere Freunde, die mit Epstein Geschäfte machten, waren Leon Black, der Gründer von Apollo Global Management, und James E. Staley, eine prominente Figur an der Wall Street, derzeit Vorstandsvorsitzender der britischen Bank Barclays. Beide Männer traten in den 1990ern in Epsteins Leben. Von der Beziehung zwischen Staley und Epstein ist nur so viel bekannt, dass Epstein ihn während dessen Zeit bei JP Morgan Chase einigen reichen Kunden vorstellte. Staley war auch ein häufiger Besucher von Epstein, als dieser 2008 zum ersten Mal in Palm Beach inhaftiert war.

#### Testosteron-Blocker für Pädophile

Laut Leon Black, der als Gründer einer der grössten Private-Equity-Firmen der Welt gilt, stand Epstein seiner Familie jahrelang als Berater in Steuerfragen zur Verfügung. Ein Geschäftspartner, der Epstein um die Mitte der 1990er kennenlernte, war Glenn Dubin, Chef der privaten Investmentfirma Dubin & Co. und Gründer von Highbridge. Dubin ist ausserdem Mitbegründer der in New York ansässigen Robin Hood Foundation. 1994 heiratete



Epstein (M.) mit Donald Trump, 1997...



... und mit Unternehmerin Ghislaine Maxwell, 2005.

nuar 2015, als der Buckingham-Palast während des Weltwirtschaftsforums in Davos zu einer Pressekonferenz einlud. Prinz Andrew bezeichnete die Vorwürfe des Kindesmissbrauchs, die Virginia Louise Roberts Jahre zuvor gegen ihn erhoben hatte, als unzutreffend

---

**«Ich war ein kleiner Spatz. Ich hatte keine Brüste und sah nicht wie achtzehn aus.»**

---

und bestritt kategorisch, jemals eine sexuelle Beziehung mit Roberts gehabt zu haben.

Im April 2016, während des erbitterten US-Präsidentschaftswahlkampfes, reichte eine Frau namens Katie Johnson Klage gegen Jeffrey Epstein und den Kandidaten Donald Trump ein. Sie forderte 100 Millionen Dollar Schadenersatz. Sie gab an, sie sei dreizehn gewesen, als sie den beiden Männern auf einer Party in New York begegnete. Sie behauptete auch, in Epsteins Haus in Manhattan geschlagen und von beiden Männern sexuell bedrängt

er Epsteins Ex-Freundin, die Ärztin und Miss Schweden 1980 Eva Andersson.

Andersson hatte Medizin am angesehenen Karolinska-Institut in Stockholm studiert. Interessanterweise wurden in diesem Forschungs-krankenhaus kürzlich Testversuche für einen Testosteron-Blocker eines Schweizer Pharmaunternehmens durchgeführt, der bei der Therapie von Pädophilen eingesetzt werden sollte. In den USA ist die Verwendung von Testosteron-Blockern bei Häftlingen und Patienten verboten, doch mit Blick auf die langfristigen Auswirkungen von Pädophilie sollte eine sorgfältige Neubewertung des Medikaments erwogen werden.

Im Jahr 2003 fungierten Harvey Weinstein und Jeffrey Epstein als Investoren bei dem erfolglosen Versuch, das *New York Magazine* zu kaufen. Ein bekannter Hollywoodproduzent und Freund von Epstein sagte, dieser habe Weinstein und andere Produzenten auch bei diversen Filmprojekten diskret finanziell unterstützt. Genauere Details wollte er nicht nennen, aber er meinte, dass Hollywood aus ebendiesem Grund die Finger von der Epstein-Story liess, die ich 2010 im *Daily Beast* publik gemacht hatte.

### Begabter Pianist, gut mit Zahlen

Seit seiner Verhaftung im Jahr 2005 und seiner anschliessenden Anklage im Jahr 2007 waren die Mainstream-Medien davon abgehalten worden, den Umfang des Epstein-Strafverfahrens offenzulegen, einschliesslich der Identifizierung hochkarätiger Personen, die in die Geschichte verwickelt sind.

Nach dem mutmasslichen Selbstmord wurde Epstein am 10. August um 6.30 Uhr im Metropolitan Correctional Center (MCC), einem Hochsicherheitsgefängnis, für tot erklärt. Im selben Trakt, nur drei Zellen entfernt, hatte Joaquín «El Chapo» Guzmán, der berühmte mexikanische Drogenbaron, eingesessen.

Eine Foto, am frühen Morgen aufgenommen, zeigt Epstein auf einer fahrbaren Trage, die von vier Sanitätern der New Yorker Feuerwehr aus dem Gefängnis geschoben wird. Epstein war in dem Moment offenbar noch am Leben. Er hatte eine Sauerstoffmaske auf dem Gesicht, und er lag nicht in einem Leichensack, wie sonst üblich, wenn ein Gefangener in der Haft stirbt.

Nur einen Monat zuvor, am Samstag, dem 6. Juli 2019, war Epstein unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Paris ein zweites Mal verhaftet worden. Während er, noch an Bord seiner G550, in Teterboro, einem Privatflughafen in New Jersey, auf die Zollabfertigung wartete, umstellten mehrere Beamte von FBI und Grenzpolizei sein Flugzeug und nahmen ihn fest. Anschliessend wurde er in das MCC ge-

bracht, wo ihm die Anklage (Kindersexhandel) verlesen wurde. Bei seiner richterlichen Vernehmung am darauffolgenden Montag, dem 8. Juli 2019, wurde Haftverschonung abgelehnt.

Epstein, geboren am 20. Januar 1953 auf Coney Island, wuchs in einer Familie der Mittelschicht auf. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Mark verbrachte er seine Kindheit in der



Epstein (r.) mit Prinz Andrew, 2011...



... und mit Ex-Präsident Bill Clinton (l.), 2002.

kleinen Siedlung Sea Gate am äussersten westlichen Ende von Coney Island. Er besuchte mehrere staatliche Schulen – Public School 188, Mark Twain Junior High School und Lafayette High School, wo er als Sechzehnjähriger den Abschluss machte, zwei Jahre vor dem in den USA üblichen Alter. Schon früh hatte er sich als

### Nur drei Zellen entfernt hatte Drogenbaron «El Chapo» Guzmán eingesessen.

begabter Pianist erwiesen und als jemand, der gut mit Zahlen umgehen konnte.

Die beiden Brüder hatten ein enges Verhältnis. Ihr Vater, Seymour G. Epstein, war Gärtner im Dienst des New York City Department of Parks and Recreation, die Mutter Pauline war Hausfrau. Es waren keine privilegierten Verhältnisse, in die Epstein hineingeboren wurde. Als junger Mann besuchte er zwei Colleges in Manhattan – Cooper Union und das Courant

Institute, ohne das Studium mit einem akademischen Grad abzuschliessen.

Abgesehen von seiner Freundschaft mit Leslie Wexner und seiner anfänglichen Investition von einer Milliarde Dollar in den frühen 1980ern und des Transfers mehrerer Vermögenswerte ist unklar, wie Epstein sein Vermögen zusammentrug. Wexners Vermögensgegenstände wurden zu einem nominalen Preis an Epstein abgetreten – darunter eine Boeing 727, die Stadtresidenz in Manhattan, ein Appartement in der Avenue Foch in Paris, die Privatinsel Little Saint James, die zu den Amerikanischen Jungferninseln gehört, sowie die Zorro-Ranch in New Mexico.

### Jagd auf junge Models

Nachdem Epstein in der Mitte der 1980er zu Geld gekommen war, fungierte sein Bruder Mark, obschon kein offizieller Geschäftspartner, als Manager einiger Immobilienholdings von Jeffrey, darunter die berühmte Stadtresidenz 301 East 66th Street, wo mehrere Mädchen nach ihren eigenen Angaben von Politikern und Geschäftsleuten, die mit Epstein befreundet waren, missbraucht wurden. Mark Epsteins New Yorker Immobilienfirma Ossa Properties war zumindest auch an diesem Anwesen beteiligt.

In einem Interview mit dem Wirtschaftsjournal *Crain's New York Business* bestritt Mark Epstein unlängst jede Verbindung zwischen Ossa Properties und dem Unternehmen seines Bruders, J. Epstein & Co. Die Information, er sei Miteigentümer des Anwesens in der East 66th Street, bezeichnete er als «falsch». In einem später erschienenen Artikel schrieb das *Wall Street Journal*, dass «die beiden [Epsteins] tatsächlich Geschäftspartner waren».

Ungeachtet seiner fragwürdigen Geschäftspraktiken, seiner erratischen Karriere und seiner geschäftlichen Beziehungen umgab sich Jeffrey Epstein mit einem Netzwerk von mächtigen Partnern und Politikern, welche seine Finanzstruktur schützten, förderten und mittrugen, was ihm erlaubte, seine Investitionstätigkeit weiter fortzusetzen und jahrzehntelang wie ein König zu leben – ausserhalb von Gefängnismauern.

Epsteins Verfehlungen beginnen in den späten 1970ern, vielleicht auch schon früher, jedenfalls lange vor meinen zehnjährigen Recherchen (2009–2019) und meiner Bekanntschaft mit ihm.

Seine berufliche Karriere begann, kurz nachdem ihn die Dalton Academy, eine elitäre Privatschule in Manhattans Upper East Side, entlassen hatte. Während seiner kurzen Tätigkeit dort als Mathematik- und Klavierlehrer (1974–1976) lernte er einen jungen Schüler



kennen, Ted Greenberg. Dessen Vater, «Ace» Greenberg, war ein Schwergewicht in der Welt der Investmentbanker und später Chef von Bear Stearns in New York.

«Ace» fand Epstein, der seinem Sohn zu Hause Mathematiknachhilfe gab, sofort sympathisch. Schon bald gab er ihm einen Job als Junior Trader in der Abteilung für Optionen seines Unternehmens. Das war 1976. 1981 stieg Epstein zum Geschäftspartner auf, wurde aber schon bald wegen Insiderhandels gefeuert.

Bear Stearns strengte keine Klage gegen Epstein an, aber seine Karriere in dieser Invest-

---

## Er hätte vielen helfen können, doch Epstein verlor seinen moralischen Kompass.

---

mentbank war damit zu Ende. 2009 erfuhr ich von einer Zeugin, einem früheren Model, dass Epstein schöne junge Models (durchweg volljährig) in New York für Geschäftszwecke anbot. Ihre beste Freundin und Mitbewohnerin bestätigte diese Information.

Zuerst freundete sich Epstein mit den jungen Models an, lud sie zu Partys und Dinners ein und bot sich als Finanzberater an. Er machte Vorschläge, wie sie mit Hilfe bestimmter Investitionsstrategien ihre Einnahmen verdoppeln konnten. Er verlangte dafür ihre Sozialversicherungsnummer und einen Betrag in Höhe von 10 000 Dollar. Die jungen Models, die oft wenig vom Geschäftsleben und noch weniger von Investitionen verstanden, liessen sich meist auf Epsteins Bedingungen ein.

Er versprach ihnen die Rückzahlung der zehntausend Dollar innerhalb kurzer Zeit plus die Hälfte des erzielten Gewinns. Die andere Hälfte würde er als «Kommission» einbehalten. Diese Vorfälle erklären, wie er aufflog und seinen Job bei Bear Stearns verlor.

Offenbar dauerte diese Praxis mehrere Jahre. Es erklärt auch, warum Epstein sich zu Beginn seiner Karriere mit jungen Models umgab. Vielleicht erklärt es auch, warum er sich mit Donald Trump anfreundete, der von 1996 bis 2015 Eigentümer des Miss-Universe-Schönheitswettbewerbs war. Seine Jagd nach Opfern verlief in vertrauten Bahnen.

2004 bot sich für Epstein eine neue Gelegenheit, mit jungen Models Geschäfte zu machen. Er stellte dem Franzosen Jean-Luc Brunel eine Million Dollar für die Gründung einer Model-Agentur zur Verfügung. Brunel, Mitbegründer der Model-Agentur MC2, hat Büros in Florida, New York und Tel Aviv. Indem Epstein in MC2 investierte, konnte er ungehindert junge Mädchen akquirieren, sie durch die ganze Welt transportieren, sie in seiner Villa einquartieren und mit dem Versprechen einer Model-Karriere locken.

Zurück zu Bear Stearns. Obwohl Epstein dort rausgeflogen war, unterhielt er weiterhin

enge Beziehungen zu Greenberg und Jimmy Cayne, dem zeitweiligen CEO. Cayne, bekannt als der erste CEO der Wall Street, der «Firmenaktien im Wert von mehr als einer Milliarde Dollar besass», gilt in der Wall Street noch immer als mythische Figur. 2007 (noch vor dem Finanz-Crash von 2008) wurde gemeldet, dass er seine gesamten Firmenanteile für 61 Millionen Dollar verkauft habe.

Mit Leslie Wexner freundete sich Epstein während seiner kurzen Zeit bei Bear Stearns an. Wexner, Gründer und CEO von L Brands und Eigentümer von Victoria's Secret und vielen anderen amerikanischen Marken, war ein überzeugter Republikaner und einer der angesehensten Multimillionäre. Bis 2018 unterstützte er die Republikanische Partei mit grosszügigen Spenden, wandte sich dann jedoch der American Independent Party zu.

Wexner und Epstein wurden schon bald enge Freunde. Epstein war es auch, der Wexner mit Abigail Koppel bekannt machte, dessen heutiger Ehefrau. Mrs Koppel, eine Anwältin, ist die Mutter ihrer vier Kinder. Derzeit wird gegen Wexner ermittelt.

Wall Street war schon immer eine geschlossene Welt. Epstein selbst war zwar kein Insider, aber er war gut mit Insidern bekannt. In Wall Street führt eine Freundschaft zur anderen. Für Akteure, die am Rand operieren, und für eingeführte Firmen wie Bear Stearns galt das mit Sicherheit. In der goldenen Ära der Finanzwelt soll «Ace» Greenberg die meisten seiner neuen Mitarbeiter als «P.S.D.'s» bezeichnet haben – arm, smart und benachteiligt. Für Epstein trafen alle drei Charakterisierungen zu.

Als Mensch, der vielen jungen Frauen und Erwachsenen zu einem besseren Leben hätte verhelfen können, verlor Epstein seinen moralischen Kompass. Und wie Ikarus, der allzu hoch hinauswollte, erlebte er einen tiefen Sturz.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Conchita Sarnoff ist Autorin von «TrafficKing», dem ersten Buch, das über den Fall Jeffrey Epstein veröffentlicht wurde. Als investigative Journalistin hat Sarnoff während zehn Jahren die dunkelsten Winkel der Korridore der Macht, von Harvard bis zum Weissen Haus ausgeleuchtet.

Im Zentrum der Erkundung stand Jeffrey E. Epstein, ein pädophiler Milliardär, Wall-Street-Hedgefonds-Manager und registrierter Sexualstraftäter. Trotz offerierter Bestechungsgeldern beschloss sie, nicht zu schweigen. Um die brutale Realität des Menschenhandels und das Ausmass des Falls Epstein aufzuzeigen, riskierte sie ihr Leben. Für ihre Recherche interviewte Sarnoff zahlreiche Opfer und Epstein selbst. 2010 veröffentlichte sie in *The Daily Beast* als erste Journalistin Einblicke in das Netzwerk Epsteins. Kürzlich wurde «TrafficKing» zur Verfilmung für das Fernsehen freigegeben. Heute ist Sarnoff Geschäftsführerin der Alliance to Rescue Victims of Trafficking, die sich um Opfer von Menschenhandel kümmert. Sie ist ausserdem Gründerin des Forschungszentrums Menschenschmuggel an der Georgetown University. Die US-Amerikanerin hat zwei Kinder und lebt in Washington, D. C.  
[www.conchitasarnoff.com](http://www.conchitasarnoff.com)



## Inside Washington

# Maxwells Geheimnisse

## Jeffrey Epstein ist tot. Promis wie Bill Clinton leben in Furcht.

Im gesamten politischen Spektrum hat der Selbstmord des Sexraubtiers Jeffrey Epstein in einer Gefängniszelle in Manhattan weltweit zu Gerüchten geführt. Zu viele mächtige und einflussreiche Verbündete des millionenschweren Pädophilen konnten von seinem vorzeitigen Tod profitieren.

Während Epstein viele seiner schmutzigen Geheimnisse mit ins Grab genommen hat, entgehen die Männer und Frauen seiner korrupten Welt einem Urteil nicht. Prinz Andrew brach letzte Woche sein Schweigen über den Tod seines langjährigen Freundes. Der Royal traf Epstein über dessen Gespielin, Madame Ghislaine Maxwell, Ende der 90er Jahre. Er streitet jedes Fehlverhalten ab.

Der als «Randy Andy» bekannte Playboy-Prinz behauptet mit seiner sorgfältig formulierten Aussage: «Zu keinem Zeitpunkt in der begrenzten Periode, die ich mit ihm verbracht habe, sah oder vermutete ich ein Verhalten dieser Art, das später zu seiner Verhaftung und Verurteilung führte.» Staranwalt Alan Dershowitz ist überzeugt, dass seine Verbindung zu Epstein nur professionell war. Der Harvard-Professor hat sich in den Nachrichten erklärt, um seiner Frau seine Unschuld und Treue zu beteuern.

Ex-Präsident Bill Clinton, für den Treue eine flexible Angelegenheit ist, behauptet, nur viermal im Privatjet des Pädophilen, dem «Lolita Express», geflogen zu sein. Flugprotokolle deuten indes darauf hin, dass der Politiker mindestens zwei Dutzend Mal an Bord war.

Ghislaine Maxwell hatte Epsteins Netzwerk von minderjährigen Opfern rekrutiert. Sie nannte die Mädchen «nubiles». Epstein mag tot sein, aber viele seiner Geheimnisse leben noch mit ihr. Seine Assistentin wurde zuletzt in einer Fastfood-Bar in Los Angeles gesehen. *Amy Holmes*



Vermeintlicher Neonazi mit RAF-Tätowierung: André H. bei einer Demonstration, 26. August 2018.

## Chemnitz, ein Jahr danach

Ein getöteter Deutscher, zwei verdächtige Asylbewerber, angebliche Hetzjagden auf Ausländer: Im August 2018 befand sich Chemnitz in einer Art Fieberschau. Was geschah damals wirklich? Es gibt neue Fakten – und viele offene Fragen. *Von Alexander Wendt*

Fast ein Jahr nach dem Tötungsverbrechen an dem damals 35-jährigen Daniel Hillig in Chemnitz, nach den Demonstrationen, den Ausschreitungen, den Hitlergruss-Bildern, die um die Welt gingen, gab es in Chemnitz zwei Urteile. Eines nach langem Prozess und unter internationaler Medienbeobachtung: das Schwurgerichtsverfahren gegen den syrischen Asylbewerber Alaa S., der als Teilnehmer an dem tödlichen Messerangriff vom 26. August 2018 zu neun Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt wurde. Und einen Richterspruch in einem kurzen Verfahren vor dem Amtsgericht Chemnitz gegen André H. – einer der Gestalten, die am 27. August im Stadtzentrum mit Hitlergruss posierten. Beide Prozesse und Urteile zeigen im Schnitt und Gegenchnitt jeweils ein Fragment aus dem Komplex namens Chemnitz, um dessen Deutung bis heute erbittert gekämpft wird: zwischen

verschiedenen Medien, zwischen CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer und dem wegen seiner renitenten Sicht zu Chemnitz geschassten Ex-Geheimdienstchef Hans-Georg Maassen. Und in der Stadt Chemnitz selbst.

### Eigentlich ein Linker

Die Bilder von Männern mit gerecktem Arm überlagerten damals, 2018, sofort das Tötungsverbrechen vom Vortag, zumindest medial. Einer, der sich besonders intensiv mit dem verbotenen Hitlergruss vor den TV-Kameras zeigte, war André H. Er fiel vor allem deshalb auf, weil er mit seinen strähnigen, langen Haaren und einem verwaschenen Kapuzen-Sweatshirt nicht zu den demonstrierenden Bürgern passte, auch nicht zu den Dutzenden von Rechtsradikalen und Fußball-Hooligans. Als Amateure in den sozialen Medien die Aufnahmen von ihm vergrößerten, fiel an seiner

Grusshand eine Tätowierung auf: «RAF», das Kürzel der früheren Terrorgruppe Rote-Armee-Fraktion.

Vor Gericht sagte H., er schäme sich für seinen Auftritt, er sei an dem Tag betrunken gewesen. Und er gehöre eigentlich zur linken Szene. Er kam mit hundert Stunden gemeinnütziger Arbeit davon und dem Versprechen, eine Entziehungskur zu beginnen. Für die Amtsrichterin war H. kein Unbekannter. Er war schon mehrfach wegen kleiner unpolitischer Delikte vor Gericht gestanden. Als H.s Bild 2018 durch die Medien ging, fiel auch etlichen Chemnitzern auf, dass sie sein Gesicht schon einmal gesehen hatten – in den notorischen Schnorrer- und Trinker-Grüppchen der Stadt.

«Linke Szene», die Bezeichnung suggeriert bei dem Hitlergrüßer mit dem RAF-Signet wahrscheinlich mehr, als auf ihn tatsächlich



zutrifft. Ich sprach mit einem Mediziner, der H. schon vor dem August 2018 wegen einer selbstzugefügten Schnittwunde behandelt hatte. Damals sei ihm die RAF-Tätowierung aufgefallen. Er habe H. darauf angesprochen, ob er eigentlich wisse, wofür das Kürzel stehe; ob er schon einmal etwas von der Roten-Armee-Fraktion, von Andreas Baader und Ulrike Meinhof gehört habe. «Er hat mich nur angestarrt und mit den Schultern gezuckt», erinnert sich der Mediziner. «Ich hatte nicht den Eindruck, dass er irgendeine Ahnung hatte, was er da an der Hand trug.»

Die Hitlergruss-Fotos prägten damals die Aussenwahrnehmung einer ganzen Stadt. In der juristischen Aufarbeitung der Chemnitzer Ereignisse vor einem Jahr nehmen sie nur einen kleinen Raum ein. Von den 96 Straftaten nach dem tödlichen Messerangriff, die die Generalstaatsanwaltschaft Sachsen für den 26. und 27. August 2018 feststellte, betrafen vierzehn Fälle das Zeigen des Hitlergrusses. Auf Anfrage der *Weltwoche* teilt die Generalstaatsanwaltschaft mit, dass zwölf Grüsser von den Ermittlern identifiziert worden seien, sieben Täter seien bisher rechtskräftig abgeurteilt. Manche der bekannten Täter waren früher schon durch rechtsradikales Verhalten aufgefallen, andere – wie Andre H. – nicht. Aber alle stammen vom Rand der Gesellschaft, keiner genießt irgendeinen Rückhalt in der Stadtgesellschaft.

Die seltsame Geschichte des angeblichen Neonazis mit dem RAF-Signet spielte in den meisten deutschen Medien bestenfalls eine untergeordnete Rolle. Nur die Lokalzeitung *Freie Presse* titelte ziemlich deutlich: «Bild von Linkem ging um die Welt-Prozess wegen Hitlergruss bei Demo in Chemnitz». Reporter der *Freien Presse* hatten 2018 auch schon geschrieben, dass es keine Hinweise auf «Hetzjagden» auf Ausländer gebe. Obwohl die Generalstaatsanwaltschaft Sachsen das ausdrücklich bestätigte, ignorierten die Grosskommentatoren der überregionalen Leitmedien damals die Kollegen aus der Provinz einfach – und schrieben die Ausschreitungen in Chemnitz zum Bürgerkriegsszenario hoch.

### Auf juristisch unsicherem Grund

Dass die Hitlergruss-Posierer nicht repräsentativ für Chemnitz waren, «war uns allen klar», sagt Andreas Bochmann, 66, langjähriger Sprecher der Stadt. Über den Verdacht, das Bild seiner Stadt gegen die Fakten glattzubügeln, ist Bochmann erhaben. Er gehört den Grünen an, in der DDR schlug er sich nach mehreren Monaten politischer Haft als Grafiker durch. Seine Enkel, erzählt er, hätten dunkle Hautfarbe, ihr anderer Grossvater stamme aus dem Sudan. «Die beiden sind hier

in Chemnitz nie belästigt worden.» Überhaupt, so Bochmann, wären seine Besucher aus dem Westen immer wieder «bass erstaunt, dass Chemnitz eine ganz normale Stadt ist. Die kommen mit einem ganz anderen Bild hierher, mit der Vorstellung, dass sich Migranten hier nicht auf die Strasse trauen können.» Was die Stadt jetzt brauche, meint Bochmann, «ist vor allem Ruhe».

Die Ruhe bekam Chemnitz aber auch nicht durch das Urteil gegen Alaa S., einen der beiden Messerstecher vom August 2018. Der Schuldspruch gegen den Mann aus Syrien steht auf juristisch sehr unsicherem Grund. Es gibt keine DNA-Spur, keinen Fingerabdruck, keine Kampfspuren an seiner Kleidung. Nur die Zeugenaussage eines Imbissbetreibers, der die Auseinandersetzung am Morgen des 26. August im Stadtzentrum aus etwa fünfzig Meter Entfernung beobachtet hatte. Er sagte aus, wie der irakische Asylbewerber Farhad A. auf Daniel Hillig und zwei andere Männer losgegangen und Alaa S. dazugekommen sei. Der Imbissbetreiber hatte bei der Polizei zunächst angegeben, Stichbewegungen von Alaa S. beobachtet zu haben, später milderte er ab: Es seien Schlagbewegungen gewesen. Vor Gericht gab er wiederum zu Protokoll, er sei wegen seiner ursprünglichen Aussage bedroht worden. Fest steht, dass Daniel Hillig durch fünf Messerstiche starb und die beiden anderen Männer, mit denen er zusammengestanden hatte, schwer verletzt wurden.

### Verdächtiger auf der Flucht

Richterin Simone Herberger sprach in ihrer Urteilsbegründung von einem «Puzzle». Dass sie sich politischem Druck beugte, um noch vor der sächsischen Landtagswahl ein Urteil zur Beruhigung der Bürger zu liefern, halten die meisten Beobachter für ausgeschlossen. Herberger gilt als erfahrene Juristin. Das Geraune, die Politik habe ein Urteil bestellt, hatte nicht zuletzt die Chemnitzer Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig (SPD) mit einer unbeholfenen Bemerkung kräftig gefördert. Im März 2019 sagte sie der *Taz*: Sollte es zu einem Freispruch von Alaa S. kommen, «dann würde es schwierig für Chemnitz».

Alaa S. bestreitet jede Tatbeteiligung, seine Anwälte kündigten schon Revision an. Die Befriedung durch Wahrheitsfindung scheidet schon daran, dass der als Haupttäter geltende Farhad A. auch noch nach einem Jahr nicht gefasst ist. Die sächsischen Ermittler vermuten ihn im Irak. In seinem Fall zeigt sich exemplarisch das Versagen des deutschen Staates in der Asylkrise: Im Januar 2016 kam Farhad A. wie Zehntausende andere junge Männer nach

Deutschland und beging in schneller Folge Straftaten. Im Februar 2017 stach er in Chemnitz auf einen Döner-Verkäufer ein. Schon 2017 wurde der Asylantrag des angeblichen Irakers abgelehnt, am 12. Juli 2018 lief auch seine Duldung aus. Trotz der umfangreichen Straftakte kam A. weder ins Gefängnis, noch wurde er abgeschoben. Die Chemnitzer Demonstranten protestierten im August 2018 vor allem gegen die hartnäckige staatliche Unfähigkeit, zwischen tatsächlich Schutzsuchenden und Kriminellen ohne Aufenthaltsberechtigung zu unterscheiden. «Nehmt ihnen die Messer, sonst nehmen wir euch die Ämter», hatte ein Demonstrant damals auf ein Schild geschrieben. Der Tötung von Daniel Hillig am 26. August waren schon etliche andere Gewalttaten im Chemnitzer Stadtzentrum vorausgegangen, bei denen die Täter aus dem Kreis arabischer Migranten kamen.

### Hermetische Gegenerzählung

Gegen diese Wahrnehmung der Chemnitzer setzten sehr viele Politiker bis zu Kanzlerin und Bundespräsident und Journalisten bis heute die hermetische Gegenerzählung von «Hetzjagden» und einem tiefverwurzelten ostdeutschen Rassismus, der nur mit organisierten Massenveranstaltungen niedergedrungen werden könne, so wie im September 2018 durch ein Gratiskonzert teils linksextremer Bands unter dem Label #WirSindmehr.

«Diese Veranstaltung», meint Bochmann, «war ein Grundfehler. Sie hat noch mehr polarisiert.» Und übrigens die Stadt auch nicht von dem Generalverdacht befreit, den wohlmeinende Medien 2018 über sie verhängten. «Chemnitz», so kommentierte die *Süddeutsche Zeitung* das Urteil gegen Alaa S., «wird lange brauchen, um den Ruf einer verlorenen Stadt abzulegen.»

Könnte es der Stadt etwas Frieden bringen, wenn auch der Messerstecher Farhad A. gefasst und vor Gericht gestellt würde? Vielleicht. Allerdings, das ergab sich durch eine Anfrage der *Weltwoche* bei der Staatsanwaltschaft Chemnitz, ist bis jetzt keine Belohnung auf die Ergreifung des Mannes ausgesetzt, trotz der enormen Bedeutung des Falls. An einer langen Narbe vom Hals bis auf die Brust ist Farhad A. gut identifizierbar, und bei Auslandsfahndungen gelten ausgelobte Belohnungen als ausserordentlich hilfreich.

Auch dieses Behördenversäumnis reichert den an Vorwürfen und toxischen Gerüchten so prallen Komplex Chemnitz nur noch weiter an.

Alexander Wendt, geboren 1966 in Leipzig, ist Journalist und Buchautor. Er arbeitete für die *Wirtschaftswoche*, den *Stern* und den *Tagesspiegel*. Seit 1995 ist er Redaktor für Politik, Wirtschaft und Wissenschaft beim Magazin *Focus*.



Asylbewerber Farhad A.

# Alibi des göttlichen Rechts

Prinz Andrew verstrickt sich im Epstein-Skandal. Prinz Charles hält scheinheilige Klimapredigten. Harry und Meghan brauchen vier Privatjets in elf Tagen. Die arme Queen fragt sich in schlaflosen Nächten, warum ihr ein derart unnützer Haufen Heuchler beschert wurde. *Von Julie Burchill*

In einer Rede, die sie 1992 hielt, bezeichnete die Queen das vergangene Jahr rückblickend als ihr *annus horribilis* – ein Jahr der Desaster. Es war das Jahr, in dem der Prince of Wales sich von Diana trennte, die ihrerseits an einer Biografie mitgearbeitet hatte, die sich eher als Autobiografie entpuppte. Darin stellte sie sich mit gutem Grund als das betrogene Opfer eines herzlosen Kerls und seiner kalten Familie dar. Bilder von Sarah Ferguson, der Ehefrau von Prinz Andrew, die sich von ihrem «Finanzberater» die Zehen lutschen liess, waren in allen Medien. Überdies hatte ein Brand in Windsor Castle – einer der acht königlichen Residenzen der Queen – grosse Teile des Schlosses zerstört und einen Schaden von fast 55 Millionen Franken angerichtet.

Die Queen mag geglaubt haben, ihre Kümernisse damit hinter sich gebracht zu haben. Aber die öffentliche Abneigung gegen die britische Monarchie nahm in den folgenden Jahren weiter zu. Die leidenschaftliche Diana – fortwährend Leprakranke umarmend oder nach Landminen Ausschau haltend – erinnerte uns ständig daran, warum wir uns über das Königshaus nicht länger nur ärgerten, sondern es nun hassten, weil es sein einziges liebenswertes Wesen vertrieben hatte.

Die Vorurteile erreichten mit Dianas Tod 1997 ihren Höhepunkt, als die Königin zur Zielscheibe des öffentlichen Zorns wurde, weil sie entschieden hatte, in Schottland zu bleiben, statt in den Buckingham-Palast zurückzukehren und an dem Trauer-Tsunami teilzunehmen, der London erfasst hatte. Tausende waren angereist, um Diana die letzte Ehre zu erweisen. Mehr als eine Million Menschen säumten die Trauerroute, zwei Milliarden schalteten sich weltweit zu. Auf Dianas Sarg lag zwischen den Blumen einzig ein kleiner weisser Briefumschlag mit der Aufschrift «Mummy». Ihre beiden Söhne gingen hinter dem Sarg.

Ihretwegen beschlossen wir Medienschaffenden einen Waffenstillstand im Windsor-Krieg. Wann immer wir versucht waren, Prinz Charles zu peinigen, selbst als er die Frau heiratete, die ihm geholfen hatte, Dianas Leben auszuhöhlen, dachten wir an die Kinder. Als Prinz William immer mehr aussah wie Diana und Prinz Harry immer mehr handelte wie sie, vergassen wir beinahe, wie wütend wir auf die Familie gewesen waren. Dann wurden die Buben erwachsen, und eine Reihe hübscher Hochzeiten und entzückender Klein-

kinder schienen die öffentliche Unzufriedenheit endgültig besiegt zu haben.

Dieser stürmische Sommer 2019 veränderte etwas. Die Queen mag geglaubt haben, schlimmer als 1992 und 1997 könne es nicht kommen, aber wie der alte Song sagt: «You ain't seen nothin' yet!», was so viel heisst wie «Das war noch gar nichts!».

## Konstante rhetorische Beträufelung

Im Januar war Prinz Philip, der 98-jährige Ehemann der Queen, als Fahrer in einen Autounfall verwickelt; die Fahrerin des Wagens, mit dem er kollidierte, musste ins Krankenhaus. Im Juni mähte ein Polizei-Konvoi, der Prinz William und seine Frau eskortierte, eine 83-jährige Frau nieder. Ebenfalls im Juni warnte Prinz Charles in einer Rede, «dass die nächsten achtzehn Monate über unsere Fähigkeit entscheiden werden, den Klimawandel in einem solchen Ausmass zu halten, dass wir ihn überleben können, und die Natur wieder in das Gleichgewicht zu bringen, das wir für unser Überleben benötigen». Kurz danach wurde enthüllt, dass sich

der CO<sub>2</sub>-Fussabdruck der königlichen Familie in den letzten achtzehn Monaten nahezu verdoppelt hatte.

Dennoch mutet die erste Hälfte von 2019, verglichen mit den heutigen Problemen der Familie, wie eine königliche Gartenparty an. Harry und Meghan benutzten vier private Jets in elf Tagen, nachdem sie uns einen Sommer lang Lektionen über den Klimawandel erteilt und sich geweigert hatten, ihr Kind dem zahlenden Publikum zu zeigen. Das war kurz nach Harrys Spritztour zum Klimawandelgipfel von Google, für die er vermutlich ebenfalls einen Helikopter benutzte, wie er das gewöhnlich für Kurzstrecken tut, während sich die Queen mit dem Zug begnügt.

Dass ausgerechnet eine notorisch selbstsüchtige und schlechtgelaunte Figur wie Elton John Harry und Meghan verteidigte, half nicht. Es machte nur noch deutlicher, dass die Sussexes sich eher als internationale Stars denn als öffentliche Bedienstete unseres Staates begreifen. Aber immerhin ist ihre junge Liebesehe in keiner Art schmierig – für diese Seite der Dinge sorgt kompetent Prinz



Partys mit einem Zuhälter: Prinz Andrew.



Zu lange in Schottland geblieben: Queen mit Gatte.



CO<sub>2</sub>-Fussabdruck verdoppelt: Prinz Charles.





*Spritztour zum Klimawandelgipfel: Prinz Harry, Ehefrau Meghan.*

Andrew, der sich schwertut, genau zu erklären, warum er es für angemessen hielt, freundschaftlichen Umgang mit dem verurteilten und jetzt verstorbenen Pädophilen Jeffrey Epstein zu pflegen. Selbst wenn der Duke völlig unschuldig ist und keinen Sex mit minderjährigen Mädchen hatte, sieht es nie gut aus, mit einem Zuhälter Partys zu feiern. Und all das vor dem Hintergrund einer konstanten rhetorischen Beträufelung durch Prinz Charles, der uns erzählt, wie grausam die menschliche Rasse ist!

Was die drei sehr unterschiedlichen Prinzen gemeinsam haben, ist ihre Heuchelei. Eine Heuchelei, die der Prüfung durch das grelle

---

## Die Monarchie zeigt dann ihr wirkliches Gesicht, wenn sie sich schlecht benimmt.

---

Licht der heutigen 24-Stunden-Medien, ob soziale oder andere, nicht standhalten kann. 2012 sagte der Verfassungsexperte Vernon Bogdanor, die Queen habe ihre Herausforderungen erfolgreich überlebt, indem sie den Wandel «von einer magischen Monarchie zu einer Monarchie im öffentlichen Dienst» vollzogen habe, «einer sehr viel utilitaristischen

Institution, die danach zu beurteilen sei, was sie zum Dienst an der Öffentlichkeit und zum Gemeinschaftsgefühl beitrage». Die Kehrseite davon ist, dass den Windsors nicht wie in der Vergangenheit mehr das Alibi des göttlichen Rechts gewährt wird. Sie werden vielmehr nach ihrem Verhalten beurteilt – eine Abteilung, in der sie heute an allen Ecken zu versagen scheinen.

### Gnadenlose Entlarvung

Dennoch waren Berichte über den Tod des Hauses Windsor masslos übertrieben. Als ich in den Siebzigern aufwuchs, gab es ein schottisches Parlamentsmitglied der Labour Party namens Willie Hamilton, der von seinem Bezirk offenbar mehrfach wiedergewählt wurde, um die Windsors im Fernsehen zu beschimpfen. Prinzess Margaret war «ein Flittchen», Prinz Charles «ein blöder Heini», sogar die Queen wurde als «Aufziehpuppe» gebrandmarkt. Heute gibt es keine vergleichbaren republikanischen Hardiner unter den öffentlichen Figuren mehr. Die Politiker haben das öffentliche Vertrauen zunehmend verloren, weil sie sich als genauso lüstern, faul und verlogen wie die Schlimmsten unter den Windsors erwiesen mit ihren Spesen-skandalen und ihrer Unfähigkeit, eine ein-

fache demokratische Entscheidung zu fällen. Die Idee, dass wir freudig einen von ihnen zum Präsidenten wählen würden, scheint etwa so wahrscheinlich wie die Vorstellung, dass sich die Pferde, die vor die königliche Kutsche gespannt werden, in fliegende Einhörner verwandeln.

Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, dass diese Haltung ewig andauern wird. Die königliche Familie galt in diesem Land immer als einigende Kraft, während Politiker ihrer Natur nach entzweierend sind. Inzwischen allerdings ist das Benehmen von Charles, Andrew, Harry und Meghan Thema von Millionen hitziger Arbeitspausendiskussionen. Die Queen fragt sich vermutlich bei ihren nächtlichen Gebeten zu der Gottheit, deren angeblichen Segen sie so ernst nimmt, was um Himmels willen sie getan habe, um einen derart unnützen Haufen egoistischer Angeber zu verdienen.

Doch vielleicht weiss es die anständige Frau, die sie ist, schon lange und will es einfach nicht wahrhaben. Ein Königshaus ist per Definition einfach ein Trupp von Leuten, die – trotz allem Pomp und allen Gefühlen, die um sie herum aufgebaut werden – schmutziger und härter kämpften als alle andern, um ihre Vormachtstellung im Land zu erreichen und zu festigen. Das ist der Grund, weshalb trotz des unbestreitbaren Pflichtgefühls der Queen die Monarchie ihr wirkliches Gesicht dann zeigt, wenn sie sich schlecht benimmt. Prinz Charles, Prinz Andrew, Prinz Harry und seine amerikanische Frau sind nicht die Ausnahme. Historisch gesehen sind sie die Norm: anmassend, habgierig und vor allem scheinheilig.

Die Queen erfüllte ihre Pflichten bewundernswert. Aber sie machte einen einzigen grossen Fehler, und er bestand nicht darin, zu lange in Schottland geblieben zu sein. Es war der, ihre Untertanen glauben zu machen, die Monarchie sei naturgemäss so bescheiden, hart arbeitend und selbstverleugnend wie sie selber. Aber das war immer schon eine Lüge, die zurzeit gerade gnadenlos entlarvt wird.

Eine alte Redewendung besagt: «Keine gute Tat bleibt unbestraft.» Indem sie so hervorragende Arbeit leistete, die Monarchie respektwürdig erscheinen zu lassen, und uns dazu brachte, die Royals an ihren eigenen hohen Standards zu messen, entfachte die Queen unabsichtlich ein Feuer, das jeden Tag auflodern kann.

Aus dem Englischen von Beatrice Schlag

Julie Burchill, 60, arbeitet seit ihrem 17. Altersjahr als Autorin. Heute ist sie Kolumnistin des *Sunday Telegraph*. Ihre Hobbys sind Boshaftigkeit, Philanthropie und das Studium von modernem Hebräisch.

# Verbrannte Erde

Die Buschbrände in Brasilien sind eine Folge von 25 Jahren sozialistischer Politik. Das Gerede von der bedrohten Lunge der Welt ist eine gezielte Desinformation.

Von Flavio Morgenstern



Lange Tradition: Brandrodung in Brasilien.

Das Spektakel, das sich am 19. August am Himmel über São Paulo bot, hatte etwas Apokalyptisches an sich. In kürzester Zeit verdunkelte sich der Himmel mit Wolken in den seltsamsten Farben. Das Gewitter entlud sich allerdings nicht, es gab nur wenige Niederschläge. Dafür regnete es am nächsten Morgen. Spekulationen über die Ursache. Was lag da näher als die Waldbrände am Rande des Amazonasbeckens. Seit Wochen beherrschen sie die Schlagzeilen in Brasilien. Als dann noch die Meldung die Runde machte, man habe Russpartikel im Regen gefunden, schien die Sache klar.

Nun liegt das Amazonasbecken über 2000 Kilometer nordwestlich von São Paulo. Wie wir alle in der Schule gelernt haben, herrschen in dieser Gegend Passatwinde vor, und diese strömen auf der Südhalbkugel gegen Nordwesten. Es wäre nachvollziehbar, dass man im Amazonasgebiet Smogpartikel aus São Paulo messen könnte, aber kaum umgekehrt. Nur brennt es in Südamerika, vor allem in dieser Jahreszeit, immer irgendwo. Wenn es in São Paulo tatsächlich Russ regnete, dann könnte er eher aus Paraguay oder Bolivien stammen. Dort brennt es zurzeit nämlich auch ziemlich heftig.

Brandrodungen haben in Südamerika eine lange Tradition, sie wurden von den Indianern praktiziert, bevor die Spanier und Portugiesen kamen. Auch im Reich des Evo Morales wird gerade in diesen Tagen wieder illegal gebrandschatzt. Doch seltsamerweise ist nur von Brasilien die Rede.

Die schlimmsten Brände in Brasilien wurden 2005 registriert. Lula da Silva war damals seit eineinhalb Jahren an der Macht. Damals fiel es niemandem ein, die sozialistische Regierung dafür verantwortlich zu machen. Bei Jair Bolsonaro ist das nun ganz anders. Doch ist es möglich, dass er in den acht Monaten, seit denen er nun amtiert, Brasilien derart verändert hat? Nicht einmal seine eifrigsten Anhänger hätten ihm das zugeutraut.

Bolsonaro seinerseits machte linke Gruppen und NGOs für einen Teil der Brände verantwortlich. Von den Mainstream-Medien wurde das sofort als Ablenkungsmanöver gebrandmarkt. Doch so abwegig, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, ist dieser Vorwurf nicht.

Ein Teil der Brände, namentlich im Bundesstaat Rondônia an der Grenze zu Bolivien, wurde zweifellos von Mitgliedern der Landlosenbewegung MST (Movimento dos Sem Terra) gelegt, die von der politischen Linken gehätschelt wird. Wie fast alle Farmer in Brasilien gehen auch die Aktivisten des MST gerne mit Streichholz und Brennstoff ans Werk, wenn sie Land urbar machen. Die Spezialität des MST sind aber Invasionen, also gewaltsame Besetzungen brachliegender Ländereien, egal, ob sie bereits einen Besitzer haben oder nicht. Dazu gehören auch Urwälder.

Unter dem Regime der Arbeiterpartei von Lula und Dilma Rousseff (2003 bis 2016) genossen die linken Landbesetzer faktische Straffreiheit. Sie waren, zwar nicht offiziell, der bewaffnete Arm der Regierungspartei. Bolsonaro hat dem MST den Kampf angesagt. Er möchte diese als terroristische Vereinigung einstufen und entsprechend bekämpfen. Doch just die angeblichen Umweltschützer wehren sich dagegen.



«Deutschland aufforsten»:  
Präsident Bolsonaro.

## Es brennt wie jedes Jahr

Hält man sich an die Satellitenbilder der Nasa, liegen die Brände heuer im Rahmen der letzten fünfzehn Jahre. In einigen Bundesstaaten Brasiliens und in den Anrainerländern wurden mehr Brandherde registriert, in anderen weniger. Die Bilder des Nasa-Systems FIRMS (Fire Information for Resource Management System) zeigen, dass die schlimmsten Brände in der Cerrado-Region wüten, die nicht dem Amazonasgebiet zugerechnet wird.

Wenn nun trotzdem alle vom Amazonas reden, dann ist es Desinformation, reine Propaganda. «Der Amazonas brennt!» oder «Die Lunge der Welt stirbt» sind zu knallige Schlagzeilen, als dass man auf sie verzichten möchte. Das Verrückteste daran ist, dass diese Masche nicht nur bei den Europäern greift, sondern auch bei vielen Brasilianern, die es an sich besser wissen müssten.





Die meisten Brasilianer kennen den Urwald nur aus Schulbüchern und Naturfilmen. Für jemanden aus Rio de Janeiro oder São Paulo ist der Amazonas etwa so weit entfernt wie Island für einen Griechen. Von den 208 Millionen Brasilianern leben gerade mal 12 Prozent im Amazonasgebiet, die meisten von ihnen nicht einmal im richtigen Urwald.

Wer glaubt, die Brasilianer interessierten sich nicht für den Schutz der Regenwälder, der irrt sich gewaltig. Umweltschutz ist populär. Immer findet irgendwo eine Protestaktion statt. Nur lässt sich politische Propaganda selten von der Realität unterscheiden. Stellvertretend dafür ist ein Foto, das kürzlich in den sozialen Netzwerken viral ging: Eine Make-up-Künstlerin aus dem Süden bemalte ihren schönen Körper mit Russzeichnungen von brennenden Pinien und Giraffen. Beides gibt es im Amazonas nicht.

Bereits vor Lula und Rousseff regierte mit Fernando Cardoso (1995 bis 2003) ein Sozialist, wenn auch ein nicht ganz so radikaler. Die politische Linke hatte ein Vierteljahrhundert lang Zeit, die Brandrodung zu bekämpfen. Doch in den letzten 25 Jahren wurde mehr Wald zerstört als je zuvor. Die Arbeiterpartei hat die radikale Landlosenbewegung MST geradezu ermuntert, sich das Land zu nehmen, wie es ihr beliebt.

Gegen Lula und Rousseff wurde nie eine internationale Krise ausgerufen. Im Gegenteil, Prominente wie Bono Vox oder Roger Waters schmolzen nur so dahin vor Bewunderung für Lula und Co. Doch das Geschrei um die

## Die andere Sicht

### «Alberner Mythos»

Das sagt der brasilianische Umweltminister Ricardo Salles zu den Vorwürfen gegen die Regierung Bolsonaro.

Von Alex Baur

Der 44-jährige Anwalt und vormalige Umweltsekretär von São Paulo trat Anfang Jahr sein Amt als Umweltminister von Brasilien an. Er gilt als Exponent der «neuen Rechten», selber bezeichnet sich Ricardo Salles als «wirtschaftsliberal, über allem aber als Demokrat». In einem ausführlichen Interview mit der Zeitung *Estadão* nahm er am Wochenende ausführlich Stellung zu den Vorwürfen gegen die Regierung in Bezug auf die Brände im Amazonasgebiet. Eine Zusammenfassung:

— **Brasilien ist gerade daran, die Lunge des Planeten zu verbrennen.** Laut Salles ist das ein «alberner Mythos». Das Amazonasgebiet bildet einen geschlossenen Kreislauf, er gibt so viel CO<sub>2</sub> in die Atmosphäre ab, wie er absorbiert. Der Regenwald ist aber lebenswichtig für den regionalen Wasserhaushalt. Für Brasilien selber ist es von höchster Priorität, das natürliche Gleichgewicht im Amazonasgebiet zu bewahren.

— **Die illegalen Rodungen haben unter der Regierung Bolsonaro um 88 Prozent zugenommen.** Diese Behauptung basiert auf der falschen Auslegung von Daten, die in politischer Absicht vom nationalen Raumfahrtinstitut Inpe Medien zugespielt wurden. Richtig ist, dass die Brandrodungen im Amazonasgebiet seit 2012 zugenommen haben. Salles: «Wir haben die Zunahme der Entwaldung nie geleugnet.» Wie es dieses Jahr aussieht, kann man noch nicht wissen, weil die Trockenperiode (August bis Oktober) erst begonnen hat.

— **Inpe-Präsident Ricardo Galvão wurde im Juli entlassen, weil er Zahlen öffentlich machte, die der Regierung nicht gefallen.** Die Regierung braucht zuverlässige Daten, egal, ob sie ihr gefallen oder nicht. Es wurde ein internationaler Wettbewerb ausgeschrieben, um die Satellitenkontrollen zu verbessern. Eine engere Zusammenarbeit mit den USA, die präzisere Daten liefern, ist geplant. Einigen Leuten des Inpe

gefällt das aber nicht, sie wollen die Satellitenüberwachung nicht aus der Hand geben. Doch Nationalismus oder Antiamerikanismus ist hier fehl am Platz. Das ist der wahre Grund des Konfliktes.

— **Die Regierung Bolsonaro unternimmt nichts gegen die Waldrodungen, sondern fördert diese sogar rhetorisch.** Falsch. Die Frage ist nicht *ob*, sondern *wie* man den Raubbau im Amazonasgebiet effizient bekämpft.



Ricardo Salles.

Der Amazonas-Regenwald ist so gross wie ganz Westeuropa, allein der Entwaldungsbogen, der am meisten Sorgen bereitet, umfasst eine Million Quadratkilometer. Es ist sehr schwierig, ein solches Gebiet zu kontrollieren. Das Hauptproblem ist die Armut.

Es mangelt nicht an Gesetzen, doch wer im Elend lebt, kümmert sich nicht um Gesetze. Man muss den Menschen eine legale Möglichkeit bieten, die natürlichen Ressourcen zu nutzen, nur so kann man Regeln vorgeben. Salles: «Das Schlimmste wäre, so zu tun, als gäbe es keine Bewohner am Amazonas, und diese so in die Gesetzlosigkeit zu stürzen.»

— **Deutschland und Norwegen haben dem Amazonas-Fonds die Gelder entzogen, weil die Regierung Bolsonaro den Schutz des Regenwaldes sabotiert.** Brasilien unterstützt den Fonds, doch die neue Regierung fordert, dass die Privatwirtschaft eingebunden wird. Projekte, die auf dem Markt nicht bestehen, sind nicht nachhaltig. Bemängelt wird auch der Finanzierungsmodus. Die Geberländer überweisen ihren Beitrag an den brasilianischen Staat, doch dieser kann das Geld nur an NGOs weiterleiten, ohne selber Einfluss auf deren Aktivitäten zu nehmen. Deutschland und Norwegen sind frei, die Gelder direkt an die NGOs zu bezahlen, dann tragen sie aber auch die volle Verantwortung gegenüber ihren Steuerzahlern.

www.estadao.com.br

Brandrodungen lenkt vom Kern des Problems ab: Die Gesetzlosigkeit war in Brasilien jahrelang faktische Regierungspolitik. Tatsache ist auch, dass die Opposition jede Woche einen Anlauf nimmt, um der Bolsonaro-Regierung irgendeine vermeintliche Krise anzudichten. Es ist ähnlich wie in Trumps USA. Man gewöhnt sich daran, nach ein paar Tagen ist das Spektakel jeweils vorbei.

Die brasilianische Linke hat, genau wie die nordamerikanische, bei ihren Kampagnen gegen die rechtskonservative Regierung einen mächtigen Verbündeten: die globalen Unterhaltungsstars. Der Amazonas mit seinen pittoresken Landschaften und buntbemalten Indianern ist einfach zu reizvoll, um nicht auch reputationsmässig bewirtschaftet und ausgebeutet zu werden. Ob Gisele Bündchen, Leonardo DiCaprio (ihr Ex-Freund), Madonna, Will Smith' Sohn, Cristiano Ronaldo – sie beteiligten sich alle bereitwillig an der Anti-Bolsonaro-Kampagne.

Die ersten drei brauchten für ihre Botschaft auf den Social Media ein Bild von brennenden Wäldern, das der 2003 verstorbene Fotograf Loren McIntyre 1989 geknipst hatte. Cristiano Ronaldo postete gar ein Foto von Rio Grande do Sul an der Grenze zu Uruguay aus dem Jahr 2013. Die brasilianische Schauspielerinnen Fernanda Lima postete das Bild eines Affen mit einem Jungen im Arm. Das Foto war 2017 in Indien vom Fotografen Avinash Lodhi aufgenommen worden.

### Eleganter Vorwand

Den Vogel, um nicht zu sagen den Affen, schoss aber der französische Präsident Emmanuel Macron ab. Auf Twitter schrieb er zum Bild von 1989: «Unser Haus brennt.» Macron verbreitete den Tweet anlässlich des Treffens der G-7, einer Gruppe, der Brasilien notabene nicht angehört. Man stelle sich vor, Matteo Salvini hätte Macron mit diesen Worten für das Desaster verantwortlich gemacht, als die Notre-Dame in Flammen stand. Es wäre wohl nicht so gut angekommen, obwohl Salvini als guter Katholik zweifellos einen gewissen Anspruch auf die Notre-Dame geltend machen kann.

Wenn Europa das Amazonasbecken als sein Hoheitsgebiet betrachtet, weckt das in Südamerika nicht die besten Erinnerungen. In den ehemaligen Kolonien herrscht diesbezüglich eine gewisse Sensibilität. Wenn uns Macron mit dem Fake-Foto auch noch erklären will, dass der Amazonas-Regenwald «die Lunge ist, die 20 Prozent des Sauerstoffs des Planeten produziert», dann werde ich erst recht misstrauisch. Bei uns lernen wir in der Schule

nämlich, dass der meiste Sauerstoff über Millionen von Jahren durch Algen produziert wurde, bevor es den Amazonas-Regenwald gab. Doch an Sauerstoff mangelt es, zumindest hier in Brasilien, ohnehin nicht.

Der Schutz der Regenwälder ist in Brasilien seit Jahrzehnten ein Dauerbrenner. Es mutet allerdings seltsam an, wenn ausgerechnet die

Europäer, die praktisch all ihre eigenen Urwälder abgeholzt haben, uns Lektionen erteilen wollen. Es ist auch nicht so, dass der Wald in Brasilien nur schrumpfte. Wenn in den Tropen das Land nicht genutzt wird, ist der Wald schnell wieder zurück. Und wenn Macron per Twitter Bolsonaro als einen Nero des Amazonas verunglimpft, statt ihn persönlich darauf anzusprechen, wird auch klar, dass es hier um etwas ganz anderes geht.

Der französische Präsident verband seine Attacke gegen

Bolsonaro mit der Forderung, das Freihandelsabkommen zwischen der EU und dem Mercosur auf Eis zu legen. Für jeden, der die Politik mit etwas Verstand verfolgt, ist das schon fast ein Geständnis.

Am 22. Juni 1999 begannen die Verhandlungen zwischen der Europäischen Union und dem Mercosur (Brasilien, Argentinien, Paraguay, Uruguay). Nach zwanzig Jahren des Hin und Hers wurde das Vertragswerk am 28. Juni 2019 im belgischen Brüssel unterzeichnet. Das Abkommen sieht die Befreiung von Zöllen auf landwirtschaftlichen Produkten wie Orangensaft oder Instantkaffee sowie auf bestimmten gewerblichen Waren vor. In den heikelsten Bereichen (Fleisch, Zucker, Ethanol) soll es Handelsquoten geben.

Am 10. Juli 2019 brachen in ganz Frankreich Proteste gegen den Vertrag aus. Nach dem monatelangen Dauerbeschuss durch die *gilets jaunes* sind neue Demonstrationen das Letzte, was der angeschlagene Strahlemann Emmanuel Macron brauchen kann. Seine plötzlich entdeckte Leidenschaft für das Amazonasbecken bietet ihm nun einen eleganten Vorwand, um ein Freihandelsabkommen abzuschliessen, ohne seine europäischen Partner vor den Kopf zu stossen. Schliesslich ist er nicht gegen Freihandel, sondern einzig und allein für den Schutz des Klimas. Wie rührend. Dass Frankreich seine eigenen Klimaziele kaum einhalten wird, vergisst man dabei gerne.

In Tat und Wahrheit fürchten die französischen Bauern die Konkurrenz aus Südamerika wie der Teufel das Weihwasser. «Mercosur, non à la concurrence déloyale!», lautet ihr Schlachtruf, also «Nein zum unlauteren Wettbewerb». Wenn aber etwas unlauter ist an diesem Wettbewerb, dann sind es die Subventionen für die französischen Bauern. In

Südamerika dagegen dürfen Farmer nicht mit Fördergeldern rechnen. Vielmehr zahlen sie Steuern, und das nicht zu knapp. Ihr Wettbewerbsvorteil hat auch nichts mit Brandrodungen zu tun, er liegt vor allem in der Natur.

Der französische Winter ist lang und streng. Die Rinder weiden bestenfalls sieben Monate lang im Freien, dann werden sie fünf Monate lang eingesperrt und müssen durchgefüttert werden. In Brasilien, Uruguay, Paraguay oder Argentinien bleiben die Rinder das ganze Jahr auf der Weide, eine Betreuung braucht es kaum. Während in Europa ein ansehnlicher Betrieb bestenfalls hundert Hektaren bewirtschaftet, sind in Südamerika eher tausend Hektaren die Norm. Auch wenn diese weniger intensiv bewirtschaftet werden, ergibt es mit weniger Aufwand einen höheren Ertrag. Zuckerrohr ist nun mal ergiebiger und einfacher zu bewirtschaften als Zuckerrüben. Dies nur ein paar Beispiele.

Die Ironie besteht darin, dass Brasilien ein viel strengeres Umweltschutzprogramm hat als Frankreich. In Frankreich machen die gesetzlichen Wald- und Freihaltflächen rund 3 Prozent des Agrarlandes aus. In Brasilien betragen diese gesetzlichen Brachen je nach Gebiet 20 bis 80 Prozent. Auch wenn man davon ausgeht, dass Gesetze in Brasilien in der Praxis oft eher Empfehlungen sind, bleibt doch diese Tatsache: In Frankreich werden 50,61 Prozent des Staatsgebiets landwirtschaftlich genutzt, in Brasilien sind es gerade mal 7,8 Prozent.

Den mit milliardenschweren Subventionszahlungen und Importzöllen gehätschelten französischen Bauern droht auch Ungemach aus der Nachbarschaft. Seit Mai 2018 steht in der EU eine markante Senkung der Fördergelder zur Debatte. Frankreich hat sich bislang standhaft dagegen gewehrt. Der Deal würde angeblich für mehr als 20 000 Bauernbetriebe das Ende bedeuten. Natürlich könnte Frankreich, so wie dies von Brasilien gefordert wird, seine Felder wieder in Urwälder zurückverwandeln. Doch davon redet offenbar keiner.

Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel kündete im letzten Juni vor dem G-20-Gipfel in Osaka an, sie wolle ernsthaft mit Präsident Bolsonaro über die Umwelt sprechen. Offenbar brachte das Gespräch nicht die erwarteten Konzessionen. Deutschland fror darauf 80 Millionen Dollar für Umweltprojekte im Amazonasgebiet ein. Bei einem Bruttoinlandsprodukt von rund 2000 Milliarden Dollar dürfte der Verlust für Brasilien verkraftbar sein. Bolsonaro meinte dazu trocken: «Das ist okay, nutzen Sie dieses Geld zur Wiederaufforstung von Deutschland.»

Flavio Morgenstern lebt als Autor, Blogger und Journalist in Sao Paolo.



In Indien aufgenommen: Limas Symbolbild.



# Erfundener Rassismus

Die *New York Times* diffamiert die Trump-Administration gezielt. Das zeigt der Mitschnitt einer Redaktionssitzung des Blatts.

Von Amy Holmes

Vor zwei Wochen rief Dean Baquet, Chefredaktor der linksliberalen *New York Times*, eine Krisensitzung ein. Denn er musste seine erregten Mitarbeiter beruhigen. Diese hatten sich über eine Schlagzeile im Blatt empört, laut der Präsident Trump nach dem Anschlag in El Paso zu «Einigkeit gegen Rassismus» aufgerufen habe. Dem Nachrichtenmagazin *Slate* wurde ein Mitschnitt dieser 75-minütigen Sitzung zugespielt.

So wollten die Mitarbeiter wissen, warum man den Präsidenten und seine Politik nicht als «rassistisch» bezeichnet habe. Ein Reporter meinte sogar, dass Trump mit «Samthandschuhen» angefasst werde.

Baquet stellte dazu fest: «Unsere Leser und einige unserer Mitarbeiter jubeln, wenn wir uns Donald Trump vorknöpfen. Aber sie schimpfen, wenn wir Joe Biden kritisieren. Manchmal sollten wir so tun, als wäre Trump nicht der gewählte Präsident, aber er wurde nun mal gewählt. Unser Job ist es, Hintergründe auszuleuchten und die Regierung kritisch zu befragen.»

Cliff Levy, stellvertretender Chef vom Dienst, schilderte, unter welchem Druck die Redaktion steht: «Die Leute wollen Schlagzeilen, keine Nuancen. Sie wollen Schlagzeilen wie etwa «Donald Trump ist ein Rassist» oder «Donald Trump ist ein Lügner.»»

Zur Anti-Trump-Strategie der *New York Times* seit 2016 sagte Baquet weiter: «Kapitel eins der Story von Donald Trump lautete nicht nur für unsere Redaktion, sondern auch für unsere Leser: Hatte Donald Trump unzulässige Beziehungen zu den Russen, und wurde die Justiz behindert? [...] Wir haben uns vorgenommen, diese Geschichte aufzuklären [...] Dafür haben wir zwei Pulitzer-Preise gewonnen.»

## «Vision für die nächsten zwei Jahre»

Zur nächsten Phase der Anti-Trump-Berichterstattung sagte Chef Baquet: «Wir haben diese Berichterstattung wirklich gut hingekriegt. Nun geht es um ein anderes Thema, das heisst, wir müssen uns neu aufstellen und unsere Ressourcen umpolen [...] Wir müssen intensiv über Leute recherchieren, die Hass predigen. Aber wir müssen auch gründlicher über Rasse und Klasse schreiben, als wir das über Jahre getan haben. Wir müssen all unsere Kräfte fantasievoll mobilisieren [...]» Baquet fuhr gemäss dem Mitschnitt aus der Redaktionssitzung fort: «[...] Wie die Vision für die nächsten zwei Jahre aussieht, habe ich schon



«Wir müssen all unsere Kräfte fantasievoll mobilisieren»: Chefredaktor Baquet.

dargelegt: Wie schreiben wir über jemanden, der solche Bemerkungen macht? Wie berichten wir über die internationale Reaktion? Wie kann das aussehen, während wir gleichzeitig über seine Politik berichten? Wie schreiben wir über das Amerika, das Donald Trump so sehr spaltet? Wie schreiben wir über das Rassenproblem in einer durchdachten Weise, wie wir das lange nicht getan haben? Das ist aus meiner Sicht die Vision [...] und das werden wir in den nächsten zwei Jahren leisten müssen.»

Die Rassenfrage werde im nächsten Jahr eine zentrale Rolle spielen: «Ich meine damit nicht nur die Afroamerikaner und ihr Verhältnis zu Donald Trump, sondern auch Latinos und Einwanderung [...]» Zu der Bezeichnung «rassistisch» im Zusammenhang mit Trump war von Baquet zu hören: «Bemerkungen, wie sie der Präsident macht, erfasst man am besten, indem man sie zitiert und den Zusammenhang deutlich macht. Das ist viel aussagekräftiger, als einfach nur ein bestimmtes Wort zu verwenden [...] Dieses Wort verliert beim zweiten oder dritten Mal seine Aussagekraft.»

A. G. Sulzberger, Herausgeber der *New York Times*, sagte dazu: «Wir sind bei Etiketten zurückhaltend [...] Solche Schlagwörter führen genau zu dem, was wir nicht wollen. Die Leute lesen nicht mehr, sie denken nicht mehr nach [...] Auf diese Weise sorgen wir dafür, dass manche Leser nicht hinschauen, was tatsächlich mit welchen Auswirkungen passiert und was das für das Land bedeutet.»

Ein Reporter meinte dazu: «Inwieweit sollten Rassismus und *white supremacy*, die sozu-

sagen das Fundament Amerikas sind, unsere Arbeit beeinflussen? Ich denke, es sollte ein Ausgangspunkt sein [...] In allem steckt Rassismus. Das sollten wir thematisieren, wenn wir über Wissenschaft schreiben, über Kultur, über das Land.»

Zur vermeintlich zurückhaltenden Berichterstattung über Trump sagte ein Reporter noch: «Mir macht es Sorgen, dass die *Times* der Herausforderung des historischen Moments nicht gerecht wird. Was ich von der Chefetage gehört habe, ist eine konservative Haltung, die den traditionell kritischen Journalismus der *Times* verrät. Die Führung der NYT, vielleicht in dem Bemühen, die Institution *Times* zu bewahren, lässt zu, dass das Blatt gelähmt und schwach ist. Das trifft offensichtlich auf das Thema Rassenfrage zu. Die Schlagzeile «Einigkeit gegen Rassismus» verriet ein völliges Ignorieren dessen, was wir alle wahrnehmen [...] Ich bin mir nicht sicher, ob der Führung der *Times* klar ist, welchen Schaden sie unserem Ruf und unserem Ansehen zufügt, wenn wir die Dinge nicht benennen, wie sie sind.»

Ein anderer Reporter ergänzte: «Die Leute finden eine solche Schlagzeile – oder andere Dinge, über die die *New York Times* berichtet – problematisch, weil ihnen die Dinge am Herzen liegen. Und sie brauchen die *New York Times*. Sie sind darauf angewiesen, dass wir Türen eintreten und wirklich hinschauen, weil sie das im Moment so wollen. Es sind beunruhigende Zeiten.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



*Wie in einem Schraubstock:* Schwinger Stucki mit Ehrendamen.





## Ikone der Woche

# König Chrigu I.

Von Thomas Renggli

Wenn Stucki Chrigu in der Tür steht, wird es dunkel. 198 Zentimeter Länge und 130 bis 150 Kilogramm Masse (je nach Trainingsstand) werfen einen kolossalen Schatten. Sein Gewicht allein kann die Gegner vor Ehrfurcht erstarren lassen: «Es ist wohl nicht so einfach, diese Masse zu bewegen», sagt der 34-jährige Seeländer über sich selber. Sein Fitnesstrainer Tommy Herzog attestiert ihm die Wasserverdrängung eines Superhelden: «Christian muss als Kind in einen Zaubertrank gefallen sein. Noch bei keinem Sportler habe ich eine solche Urkraft gesehen.»

Davon hatte sich am vergangenen Wochenende in Zug der 22-jährige Entlebucher Joel Wicki zu überzeugen. Im Schlussgang des Eidgenössischen lag er im Sägemehl, bevor der Kampf richtig begonnen hatte – begraben unter dem neuen Giganten des Nationalsports.

Die Gralshüter der Schwingerei jubeln über Stuckis Erfolg. Zwar hätten sie ebenso gern den medien- und werbescheuen Jungspund Samuel Giger auf dem Thron gesehen, doch mit Stuckis Triumph kehrt das Schwingen zu seinen Wurzeln zurück. Nicht ein Kämpfer mit Leistungsdiagnostik, Trainingsmethodik und exaktem Diätplan steigt auf den Thron, sondern ein Mann, der sich selber als «Gmüetsmoore» bezeichnet, nach Feierabend gerne ein Bier trinkt und in den letzten beiden Jahren neben eigenen Erfolgen im Sägemehl als Fan die beiden YB-Meistertitel feierte.

Wer den zweifachen Familienvater aber mit eidgenössischer Sozialromantik und urhelvetischem Traditionsbewusstsein gleichstellt, liegt falsch. Nach Jörg Abderhalden war Stucki 2008 der zweite Schwinger, der sich dem amerikanischen Sportrechtevermarkter IMG anschloss. Seit 2015 steht er beim früheren Radprofi und ehemaligen IMG-Manager Rolf Huser unter Vertrag. Dieser sagt über sein Schwergewicht: «Christian ist bodenständig, authentisch und humorvoll.» Swissness sei im globalen Sportmarketing immer mehr gefragt, und Stucki entspreche diesem Aspekt perfekt.

### Schuhgrösse 51

Bei einem Charakter wie Stucki bestehe die Rolle des Managers darin, den Schwinger vor sich selber zu schützen, sagt Huser: «Chrigu ist grosszügig und gutmütig, er würde wohl fast jede Anfrage annehmen.» Unter Husers Fittichen kostet eine Autogrammstunde 5500 Franken. So bedient Stucki nicht nur die Sehnsüchte der Sägemehltraditionalisten, sondern auch die Interessen seiner Sponsoren (Lidl, Iveco, Dolor-X, Quickline). Gleichwohl geht er als Auslie-

ferer eines Fleischproduzenten noch immer einer geregelten Arbeit nach: «Das verschafft mir einen wichtigen Ausgleich», sagt er.

Christian Stucki ist mit 34 Jahren der älteste König in der Historie des Schwingsports. Dabei war er seinen Alterskollegen rein körperlich schon immer voraus. Mit zehn hatte er Schuhgrösse 44, mit vierzehn schon 48 – heute trägt er die 51. Weil er keine passenden Schuhe fand, musste er das Fussballspielen aufgeben. So entdeckte er die Leidenschaft fürs Schwingen. Eine schlechte Nachricht für die Konkurrenz. Sein früherer Trainingspartner Roger Brügger beschreibt das Gefühl, wenn Stucki zupackt: «Es ist wie in einem Schraubstock.»

Linear verlief der Aufstieg zum König nicht. 2005 erkrankte Stucki an einer heimtückischen Virusinfektion am linken Bein. Was mit einem einfachen Bluterguss begann, führte zu einer klaffenden Wunde und mehreren Hauttransplantationen. Es drohte die Amputation. Viereinhalb Monate lag Stucki im Spital. Sechzehn Monate lang konnte er weder

### Wie er damals dem Rivalen einen Kuss auf die Stirn drückte, machte ihn zum König der Herzen.

arbeiten noch schwingen. Die schwere Zeit habe ihn geprägt, sagte er später. Er nehme vieles gelassener, geniesse das Leben mehr als früher. Er wolle nicht nur «chrampfen» und im Schwingkeller schwitzen.

Just diese Lockerheit hemmte den gelernten Forstwart in seiner sportlichen Entwicklung. Zwar gewann er 2008 den prestigeträchtigen Kilchberg- und 2017 den Unspunnen-Schwinger. Aber am Eidgenössischen klebte ihm das Pech an den Händen. 2013 unterlag er im Schlussgang hauchdünn seinem Kollegen Matthias Sempach. Wie Stucki damals im Moment seiner grössten Niederlage dem Rivalen einen Kuss auf die Stirn drückte, machte ihn zum König der Herzen.

Zuletzt kämpfte Christian Stucki gegen die Zeit. Als 34-Jähriger gehört man in der athletischer werdenden Schwingerszene zu den Auslaufmodellen. Christian Stucki engagierte einen neuen Fitnesscoach (Tommy Herzog) und stellte die Ernährung um. Die verbesserte körperliche Verfassung ist augenfällig. So räumte Stucki im Schlussgang von Zug alle Zweifel aus der Welt. Und dies soll noch lange nicht sein letzter Plattwurf gewesen sein. «Roger Federer ist auch im Alter von 38 noch Weltklasse», erklärt Manager Rolf Huser.

# In höheren Sphären

Er schaffte es vom Bauernbub zum Meister am Bauhaus, dem Mekka der Kunst-Avantgarde. Unter Hitler galten seine Bilder als entartet. Nun wirft der *Spiegel* dem Schweizer Künstler Johannes Itten vor, ein Rassist gewesen zu sein. Was ist da dran? *Von Rico Bandle*

Als am 19. Juli 1937 in München die Nationalsozialisten ihre erste Ausstellung unter dem Titel «Entartete Kunst» eröffneten, fanden sich darin auch zwei Grafiken des Schweizer Künstlers Johannes Itten. Insgesamt 33 Werke des Berners waren zuvor aus deutschen Museen beschlagnahmt und als entartet taxiert worden. In der Folge verlor Itten seine Stelle als Direktor der staatlichen Textilfachschule in Krefeld; seine eigene Kunstschule, die berühmte Itten-Schule in Berlin, war schon 1934 geschlossen worden. Der Künstler floh in die Niederlande, danach weiter nach Zürich, wo er Direktor der Kunstgewerbeschule wurde und das hochangesehene Museum Rietberg gründete.

Jetzt, achtzig Jahre nachdem die Deutschen Itten vertrieben haben, kommt der Schweizer erneut von deutscher Seite unter Beschuss: Er sei ein Verbreiter rassistischer Theorien gewesen. Unter dem Titel «Manisch arisch» kritisiert das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* insbesondere das Kunstmuseum Bern, das demnächst eine Itten-Ausstellung eröffnet. «Nun kommt er [Itten], ein wenig weisser gewaschen, endgültig [in der Schweiz] an», so das Fazit des Artikels, der vor moralischer Selbstgerechtigkeit nur so strotzt.

Was ist an der Sache dran? Weshalb ist Itten in Deutschland eine dermassen grosse Reizfigur, dass in München sogar eine nach ihm benannte Strasse nach Protesten wieder umbenannt wurde?

Diese Frage ist nur in Anbetracht der spektakulären Lebensgeschichte Ittens zu beantworten. Als einfacher Bergbauernbub aus dem Berner Oberland, schaffte er den Aufstieg zum Professor («Meister») am weltberühmten Bauhaus in Weimar, dem Mekka der Kunst-Avantgarde. Bis heute wird an Kunsthochschulen weltweit nach Ittens Methode unterrichtet, seine Farbenlehre gilt nach wie vor als massgebend.

Der Künstler hatte aber auch seine fragwürdige Seite, war er doch nicht nur einer der wichtigsten Kunstpädagogen seiner Zeit, sondern auch eine Art Guru, der mönchsartig auftrat und eine Veredelung der menschlichen Rasse anstrebte.

Johannes Itten wurde am 11. November 1888 als Sohn eines Bergbauern und Dorfschul-

lehrers in Süderen-Linden bei Thun geboren. Ittens Kindheit hört sich an wie aus einer furchterregenden Gotthelf-Schilderung. Der Vater starb, als Johannes vier Jahre alt war, sein jüngerer Bruder drei Jahre später. Der Alltag war enorm hart. «Tagelang allein auf Weiden, in den Wäldern und Felsen, die Ziegen hütend, mit acht, neun und zehn Jahren den Tag über arbeitend wie ein Knecht, weil der Stiefvater es grausam verlangte», heisst es in seinen Memoiren. Mit dem Sonnenaufgang begann die Arbeit auf dem Feld und im Stall, dann eine Stunde Schulweg, Unterricht, im Anschluss bis spätabends weiterschufteten. «In der Schule



*Geistige Ebenen:* «Turm des Feuers» (1920).

taugte ich nichts. Ich war zu müde, und oft schickte mich die Lehrerin nach oben in ihre Wohnung zum Schlafen.» Liebe habe er in seiner Kindheit keine erfahren. «Der Stiefvater war erbarmungslos.»

Mit zehn Jahren zog er nach Thun zu seinem Onkel, einem Betriebsbeamten und Bürgerrats-Präsidenten. Er sollte Lehrer werden, wie sein Vater. Auch in Thun wurde Itten nicht glücklich. Er war einsam, ein Aussenseiter.

Pflichtbewusst ging er den für ihn vorgezeichneten Weg. 1904 begann er die Berufsausbildung am staatlichen Lehrerseminar Hofwil bei Bern. Das Internat war für ihn eine

Befreiung. Itten lernte Klavierspielen, erlag der Schönheit der Musik Johann Sebastian Bachs, kam mit Kunst in Berührung. Einer seiner Lehrer war Hans Klee, der Vater Paul Klees, der später zum wichtigen Weggefährten wurde.

Itten nahm seine erste Stelle als Primarlehrer an. Der Beruf gefiel ihm, trotzdem hörte er nach eineinhalb Jahren plötzlich auf. In der Nacht soll er eine Eingebung gehabt haben, an der Ecole des beaux-arts in Genf Kunst zu studieren. Gleich am folgenden Tag kündete er seine Stelle.

Das Studium war eine Riesenenttäuschung. Ständig musste er Gipsmodelle abzeichnen, totes Material. Exaktheit war alles, Empfindung nichts. «Es war deprimierend.» Der Mann, der später zu einem der wichtigsten Kunstpädagogen des 20. Jahrhunderts wurde, erfuhr, wie Kunstausbildung gerade nicht funktionieren sollte. Er brach das Studium ab, wechselte an die Universität Bern, wo er das Sekundarlehrer-Diplom in Mathematik und Naturwissenschaften erwarb.

Auf einer Studienreise durch Deutschland und die Niederlande lernte er Bilder von Avantgardenkünstlern wie van Gogh, Cézanne, Gauguin und Picasso kennen. Dies beförderte den Entschluss, sich doch wieder der Kunst zuzuwenden. Itten zog nach Stuttgart, lernte bei Adolf Hölzel. 1916 siedelte er um nach Wien, nahm Schüler an, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen – und hatte damit ungeahnten Erfolg.

1919 holte ihn Walter Gropius nach Weimar ans neugegründete Bauhaus. Itten wurde Cheflehrer einer der wichtigsten Kunstschulen der Avantgarde. Seine am Bauhaus eingeführten pädagogischen Konzepte waren revolutionär, einzelne Aspekte daraus haben bis heute Bestand – so etwa der von ihm eingeführte Vorkurs, ein Einführungsjahr, in dem die Studenten unabhängig von der später gewählten Fachrichtung an ihrer Persönlichkeitsbildung arbeiten und lernen, ihre Fähigkeiten und Neigungen zu erkennen.

Für Itten hatte Kunst weniger mit exaktem Handwerk zu tun als mit Empfindung und Rhythmus, mit Spiritualität und Menschwerdung: Kunst war für ihn Teil eines grossen Ganzen, ein Mittel, um in höhere Sphären zu gelangen, ja gar um die ganze Spezies weiterzuentwickeln.

Das tönt nicht nur sektiererisch, das war es zu einem gewissen Teil auch. Itten war Anhänger der Mazdaznan-Bewegung, einer Selbst-



*Grosses Ganzes:* «Ländliches Fest» (1917).





Eine Art Guru: Itten, 1920/21.



Menschwerdung: «Kinderbild» (1921/22).



Massgebende Farblehre: aus Tagebuch VI (1937).

erlösungslehre mit Elementen aus Reformphilosophie und fernöstlicher Spiritualität. Durch richtige Ernährung, durch Atem- und Bewegungsübungen sowie Reinheitsrituale sollte der Mensch eine neue geistige Ebene erreichen, so die Überzeugung. Itten versuchte, diese Lehre im Bauhaus einzuführen und mit der Kunst zu verbinden: Seine Schüler machten jeden Morgen Turn- und Atemübungen, in der Mensa wurde bald einmal auf die vegetarische Mazdaznan-Diät umgestellt. Itten trat in einer mönchsartigen weinroten Kutte auf, den Kopf kahlgeschoren. Er forderte von seinen Schülern wie von sich selber militärische Disziplin und Askese, nur so sei die innere Befreiung des Menschen möglich.

### Rasse und Entwicklung

Spirituelle und reformpädagogische Strömungen wie Mazdaznan oder die von Rudolf Steiner propagierte Anthroposophie erlebten nach dem Schrecken des Ersten Weltkriegs

einen Boom, gerade bei Gutgebildeten. Der Wille, neue Wege zu gehen, war nach den Jahren des Blutvergiessens gross. Sieht man von der heute ziemlich kurios erscheinenden religiösen Komponente ab, ist vieles, was damals entwickelt wurde, wegweisend geblieben, so auch Ittens Kunstpädagogik und seine Farbenlehre. Ein halbes Jahrhundert bevor Joseph Beuys mit seiner Losung «Jeder Mensch ist ein Künstler» Weltruhm erlangte, hatte Johannes Itten bereits gesagt: «Jeder Mensch ist künstlerisch begabt.»

Doch über all den Errungenschaften liegt ein dunkler Schatten: die Rassentheorie.

Die Mazdaznan-Lehre ordnete die verschiedenen Rassen menschlichen Entwicklungsstufen zu, wobei die weisse Rasse als die am weitesten fortgeschrittene galt. Itten zeigte die Stufen anhand der indigenen Kunst der verschiedenen Völker auf. So abstossend eine solche Rassenhierarchie heute erscheinen mag, mit dem mörderischen Rassenwahn der



Nationalsozialisten hatte das wenig zu tun. Itten bewunderte die Kunst afrikanischer Stämme, in späteren Jahren lud er japanische Künstler in seine Schule ein, 1952 gründete er in Zürich das Museum Rietberg für ausser-europäische Kunst. Das passt alles schlecht zu einem Rassisten.

Zwar benutzte auch Itten den damals noch unbelasteten Begriff «Arier», doch anders als die Nationalsozialisten zählte er auch die Juden dazu. Der Schweizer arbeitete gerne und intensiv mit Juden zusammen, was ihn nicht erst mit der Machtergreifung Hitlers in Schwierigkeiten brachte, sondern bereits am Bauhaus. Dies zeigt ein Brief von Walter Gropius an Lily Hildebrandt aus dem Jahr 1920, in dem der Bauhaus-Gründer von Problemen an der noch jungen Institution berichtet: «...da bricht ein neuer Skandal los, Ittenschüler kontra Germanen, der ausserordentlich heftig wurde. Die Sache ist die: Die geistvoll-jüdische Gruppe Singer-Adler ist utopisch geworden und hat leider auch Itten erheblich beeinflusst. Mit diesem Hebel wollen sie das ganze Bauhaus in die Hand bekommen. Da lehnten sich die Arier begreiflicher Weise auf.» Gropius glaubte also an eine jüdische Verschwörung gegen die «Germanen» am Bauhaus, wobei er Itten auf der Seite der Juden ortete. Was zeigt: Die Überschrift «Manisch arisch» des *Spiegel*-Artikels tönt zwar flott, ist aber ziemlich verkehrt. Wenn Itten ein Rassist gewesen sein soll, so war es der in Deutschland hochverehrte Walter Gropius mindestens ebenso.

#### «Durchsichtig weisses Kind»

Als Beleg für Ittens Rassismus wird oft die Geburt seines ersten Kindes am 12. Juni 1920 aufgeführt. Kurz vor seiner Berufung ans Bauhaus im September 1919 hatte der Schweizer Hildgard Anbelang geheiratet. Eine Beziehung mit einer bemerkenswerten Vorgeschichte: Nach dem Tod Gustav Klimts im Februar 1918 übernahm Itten in Wien dessen Geliebte Emmy Anbelang als Schülerin. Er himmelte sie an, die beiden verlobten sich, zur Heirat kam es aber nicht. Am 14. Dezember 1918 starb sie überraschend an der Spanischen Grippe. Neun Monate nach ihrem Tod läuteten trotzdem die Hochzeitsglocken: Itten ehelichte Emmys Schwester Hildgard.

Das Ehepaar hielt sich sowohl bei der Zeugung als auch bei der «vorgeburtlichen Erziehung» konsequent an die Mazdaznan-Regeln und -Rituale – wie von Religionsgründer Otto Hanisch (Otoman Zar-Adusht Ha'nish) vorgegeben: «Unsere Aufgabe ist es, höhere, edlere Wesen hervorzubringen und dadurch die Ras-

se zu heben und zu veredeln.» Nach der Geburt seines Sohnes bildete Itten diesen auf einem Andachtsbild als vergöttlichtes Wesen vor goldigem Hintergrund ab, über dem Jungen schwebt der Mazdaznan-Stern (siehe Bild S. 57). In einem Brief an seine Frau schwärmte er, das Kind sei «durchsichtig weiss», was der Vorstellung der Mazdaznan-Jünger vom «kommenden Menschen» entsprach, der weiterentwickelten Rasse. Allerdings muss man sich fragen, ob Itten das «durchsichtig weiss» nicht eher metaphorisch verstand, im Sinne einer spirituellen Reinheit anstatt tatsächlich als Hautfarbe beziehungsweise Rasse. Wobei dies bei den radikalen Mazdaznan-Anhängern Hand in Hand ging («Reinheit des Blutes, Reinheit des Herzens»).



Charismatisch und mächtig: Itten, 1965.

Die Differenzen mit Bauhaus-Gründer Walter Gropius spitzten sich zu, und so verliess der

charismatische und mächtige Schweizer Kunstpädagoge 1923, nach nur drei Jahren, das Bauhaus, um sich in der Aryana-Gemeinschaft in Herrliberg während einiger Monate ganz der Mazdaznan-Lehre zu widmen.

1925 hatte Itten genug von der ländlich-esoterischen Gemeinschaft und zog zurück nach Deutschland, ins urbane Berlin. Dort gründete er seine eigene, gänzlich privatwirtschaftlich finanzierte Kunstschule, die als «Itten-Schule» in die Kunstgeschichte eingegangen ist. Während das Bauhaus sich zunehmend in Richtung Industriedesign und Architektur spezialisierte, blieb Itten seinem



Bekanntnis: «Tellenwacht» (1938–1947).

universellen Anspruch, der Verschmelzung aller Künste, treu. Mehrere Lehrer aus dem Bauhaus unterrichteten auch in der neuen Schule. Itten war so erfolgreich, dass man ihm zusätzlich die Leitung der neugegründeten Preussischen Höheren Fachschule für textile Flächenkunst in Krefeld übergab, einer Schule für Textildesign.

Der Siegeszug Ittens nahm mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten ein vorläufiges Ende. Dreiunddreissig seiner Werke wurden aus Museen in ganz Deutschland konfisziert und als «entartet» eingestuft. Seine Kunstschule in Berlin wurde geschlossen, auch weil dort zahlreiche Juden studierten. Itten floh in die Niederlande, erstellte für das Amsterdamer Stedelijk Museum das riesige, zwanzig Meter lange «Velum» für die Decke im Eingangsbereich. Dann wollte er weiter in die USA.

Gerade noch rechtzeitig kam der Ruf aus Zürich, wo er Ende 1938 zum Direktor der Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums ernannt wurde. Später übernahm er zusätzlich die Leitung der Textilfachschule und baute das Museum Rietberg auf.

Die Erlebnisse in Deutschland machten Itten nach der Rückkehr zum überzeugten Patrioten. Er stellte sich und seine Kunst ganz in den Dienst der geistigen Landesverteidigung. Mit dem Gemälde «Tellenwacht» legte er sein künstlerisches Bekenntnis zur Schweiz ab, manche sagen, einen «persönlichen Rütli-schwur»: Angelehnt an den postimpressionistischen Stil grosser Schweizer Künstler wie Giovanni Segantini, Cuno Amiet und Giovanni Giacometti, malte er Wilhelm Tell vor einer Bergkulisse – untypisch für Itten. Der Künstler schrieb 1940 dazu: «Die Gestalt des W. Tell bedeutet mir freies, unabhängiges Denken, individuelle Tat und Selbstbehauptung nach jeder Richtung – ein Sinnbild wahren Schweizertums.»

Itten starb 1967 in Zürich. Er gehört zwar nicht zu den bekanntesten Schweizer Künstlern, sicher aber zu den einflussreichsten. Kein Kunststudent, kein Grafiker, kein Gestalter kommt um die Farbtheorien Ittens herum. Das Kunstmuseum Bern verschweigt die dunklen Seiten Ittens in der neuen Ausstellung keineswegs, umso deplatziertes erscheint der Vorwurf des *Spiegels*, der Künstler werde weissgewaschen. Museumsdirektorin Nina Zimmer sagt, ihr gehe es darum, die Vielseitigkeit Ittens aufzuzeigen. Dazu werde auch bisher unveröffentlichtes Material gezeigt. «Wir wollen den Stoff bereitstellen, damit eine differenzierte Debatte über diese zentrale Figur der neueren Kunstgeschichte geführt werden kann.»

Kunstmuseum Bern: Johannes Itten. Kunst als Leben. Bauhausutopien und Dokumente der Wirklichkeit. < Bis 2. Februar 2020





## Körzis Hollywood

# Warten auf Tom Cruise

Wie ticken die Stars? Von Norbert Körzdörfer

**E**wig blauer Himmel. 26 Grad. Palmen. Pazifik. «Niemand weiss Bescheid!», seufzte Drehbuch-Guru William Goldman, 87 plus, vor dem Fade-out. «Die Suche nach dem heiligen Gral», philosophiert Nicolas Cage. «Wir produzieren Träume für kleine Penisse!», brummt ein Filmboss. «Der Traum vom Glück!», lächelt Legende Kirk Douglas, 102, bevor mittags sein Personaltrainer klingelt. Hollywood ist das Epizentrum unserer Kinoträume – das Sprungbrett unserer Fluchten. Eine «Dreissigmeilenzone» (Tmz.com) voller Talente. Eine Schlangengrube aus Gier, Geld und Sex. Ein Babylon, das um 5.30 Uhr aufsteht. Ein Mekka der Selbstoptimierung. Eine *Daily Show*, die schon beim «Hello» lügt.



Diese neue *Weltwoche*-Kolumne soll Ihr Schlüsselloch sein zu dieser irre wunderbaren Welt des Seins, des Scheins und der Sehnsüchte. Kino zum Lesen. Es wird dunkel. Vorhang auf. Lehnen Sie sich zurück. Menschen zaubern Hollywood.



Filmfestspiele Cannes – das «Hollywood d’Azur»! Hundert Stars, tausend Hollywooder, 5000 Journalisten, 10000 Film-Profis – zwölf Nächte und Tage Irrsinn. Es regnet. Mitternacht. Ich sitze mit einem Oscar-Star auf der leeren Terrasse des «Charlton»-Hotels. Er bestellt einen Rotwein für 2000. Wir trinken auf das Leben. Er sagt: «Norbert – ich habe Krebs!» Stille und Regentropfen. «Aber es war ein wunderschönes Leben...» Und er lebt noch heute.



«The Beverly Hills Hotel». Bungalow 7B. Nach dem letzten, leider enttäuschenden

Oscar schlendere ich mit *coffee to go* zum Pool (unter Wasser: klassische Musik – oder mexikanische). Der Manager lächelt: «Sie sind der allerletzte Gast, der im Original-Bungalow von Marilyn Monroe, 37 plus, geschlafen hat! Wir renovieren alles neu! Muss sein!» Melancholie? Lachen! Das Neue schlägt das Alte. Hollywood ist ewige Neugeburt. Würde Shakespeare heute leben – dann in L.A. Leo DiCaprio, 44 («Titanic»), der hier geboren wurde und eine deutsche Hippie-Mutter hat (sie taufte ihn Leonardo, als sie schwanger vor einem da Vinci stand), sagt mir: «Ich halte Kino für die grösste Kunstform, die es heute gibt!» Hollywood ist der Kino-Louvre der Menschheit. Hollywood ist die Traumfabrik für Milliarden. Als ich mich vor dreizehn Jahren in Hollywood verliebte, lag ich auch am Pool – im coolen weissen In-Hotel «Mondrian» (*sunset*, Traumblick über L.A., nicht so preisintensiv). Eine herrliche Woche lang wartete ich an der Sky Bar bei Budweiser auf den grössten Star der Welt – Tom Cruise, der Fünf-Milliarden-Kino-Kasse-Mann. «Warten auf Tom Cruise» ist existenzieller Hollywood-Way-of-Life. Ich war Vize-Chefredaktor von *Bild* – und kümmerte mich – als Hobby – um die Kinoseiten –, als ein Fax eintraf: «Tom Cruise würde Sie gerne treffen – in Los Angeles.»

Wer? Wann? Warten! Regie-Genie und Hollywood-King Steven Spielberg («Schindler’s List» etc.) drehte mit Tom den faszinierenden SF-Thriller «War of the Worlds». Jeden Tag brachte ein Chauffeur DVDs von Tom – ich guckte mich filmsüchtig (lange vor Netflix). Meine Frau rief an (im Jahre fünf des iPhone): «Was machst du denn da in Hollywood?» Ich: «Warten auf Tom C.!» Aber ich hatte auch schon in Beirut einen Monat auf Terrorgeiseln gewartet. Hollywood ist relaxter.

Ein Festnetzanruf erlöste mich: «Morgen holt Sie ein Chauffeur ab – Tom möchte mit

Ihnen zum Barbecue fliegen! In seinem Privatjet!»

Es war ein russischer Fahrer in einem Lincoln Town Car, der mich zum Privat-Airport Burbank (Bob-Hope-Flughafen) brachte – und vor zwei (!) Privatjets stoppte.

Toms Schwester begrüsst mich: «Tom fliegt selbst, mit seiner neuen Freundin Katie Holmes, im ersten Jet [Gulfstream IV, 26 Meter] – wir nehmen den zweiten Jet.» So begann eine Freundschaft – und eine Faszination. Seitdem war ich Stammgast bei den Oscars.

Als Florian Henckel von Donnersmarck seinen ersten Oscar bekam für «Das Leben der Anderen», fragte mich Spielberg beim Governors Ball: «Können Sie ihn mir vorstellen – ich kann mir den Namen nicht merken!» Die Seele fährt Limo.

Mein Hollywood-Pate? Die Kinolegende Arthur Cohn (sechs Oscars)! Er entschlüsselt alle Geheimnisse Hollywoods – mit Witz, Weisheit und Güte.

Seit zehn Jahren frühstücken wir gemeinsam nach der Oscar-Nacht an seinem runden Eckstisch in der «Polo Lounge» (die *booth*, in der sonst Johnny Depp sitzt). Rosa-Grapefruit-Scheiben, Rührei mit Kartoffelbrei, Filterkaffee, Eiswasser – und schmunzelnde Insider-Geheimnisse. Das «Beverly Hills Hotel» ist sein Büro, sein *home away from home* – und der Nabel der Power-Broker von Hollywood. Arthur ist sein eigenes Denkmal – und wer in seinem Schatten sitzen darf, wird erleuchtet.

Ich wartete einmal auf Comic-Genie Stan Lee, damals 95 plus («Spiderman» und Co.), und las in der dunklen Bar seine Biografie beim eisigen Bier, als sich bedrohend alle Augen auf mir bündelten. Ich hörte eine lachende Stimme über mir: «Norbert – was machst du denn hier?» Es war Action-Ikone.

Bruce Willis im T-Shirt und in weissen Turnschuhen: «Darf ich dir meine Frau und unsere Baby-Tochter vorstellen?!»

Willkommen in «Körzis Hollywood».

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



## Die Bibel

# Parlamentswahlen

Von Peter Ruch

**Z**wanzig Jahre alt war Ahas, als er König wurde, und sechzehn Jahre lang war er König in Jerusalem. Und anders als David, sein Vorfahr, tat er nicht, was recht war in den Augen des Herrn, seines Gottes (2. Könige 16, 2). Die baldigen Parlamentswahlen werden in den kommenden Wochen stark präsent sein. Man könnte fast von einer Wahlchilbi sprechen, denn auch auf der Chilbi winkt man einander zu, macht ordentlich Lärm und dreht sich im Kreis. Das Medieninteresse ist mitsamt der Kandidatenschar seit Jahrzehnten kräftig angewachsen. Offensichtlich steht in unserer Demokratie die Frage «Wer soll den Staat regieren?» an oberster Stelle. Diese Frage geht auf den griechischen Philosophen Platon zurück. Er fürchtete, die Menschen würden die Freiheit missachten und schliesslich einem Tyrannen verfallen. Solche Fälle gab's ja oft genug. Deshalb müssten die edelsten und weisesten Philosophen den Staat regieren. Das Individuum war für Platon unwichtig. In diesem Denkschema dreht sich tatsächlich alles um die Frage, wer den Staat regieren soll.

Die Bibel öffnet eine völlig andere Sicht. Rund drei Viertel der Könige von Israel und Juda bekommen ein schlechtes Zeugnis, wie eingangs zitiert. Man muss also davon ausgehen, dass der Staat zeitweise von völlig ungeeigneten Leuten geleitet wird. Und weil die Macht hebel charakterschwache Personen besonders unbändig anlocken, könnte die Dubel- und Schurkenquote unter den Politikern sogar höher sein als im Volk. Der Philosoph Karl Popper hielt es für «Wahnsinn, alle unsere politischen Bemühungen auf die schwache Hoffnung zu gründen, dass die Auswahl hervorragender und kompetenter Herrscher erfolgreich sein wird». Viel wichtiger sei es, dafür zu sorgen, dass die Staatsmacht eng beschränkt ist, um den Schaden trotz der vielen Fehlbesetzungen zu begrenzen. Deshalb mein theologischer Rat an alle Stimmberechtigten: Gehen Sie wählen, aber verplempern Sie nicht zu viel Zeit mit der Wahlchilbi. Kämpfen Sie lieber dafür, den Staat zu beschränken!

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



*Männer wie Sushi auf einem Laufband:* Michèle Rohrbach als Leila.

## Kino

# Drei Frauen über dreissig

«Die fruchtbaren Jahre sind vorbei» möchte eine wilde Komödie sein. Das Erstlingswerk von Natascha Beller entlarvt das Dilemma des Schweizer Filmschaffens. Von Wolfram Knorr

**H**umor ist bekanntlich ein schwarzes Mentalitätsloch: Jeder Witz kann in den nationalen Abgrund fallen. Die Qualität einer Komödie hängt vom heimatischen Milieu-Nährboden ab. Der kann – im Idealfall – weit über die heimatischen Grenzen hinaus wirken. Beim Erstlingswerk «Die fruchtbaren Jahre sind vorbei» der Zürcherin Natascha Beller ist der Milieu-Nährboden schweizerisch, was die positiven Kritiken, von «verspielte Komödie» bis «tolle Einfälle», erklären. Leider aber versinkt der Humor im Mentalitätsloch wie in einem tiefen Brunnen, weil er ganz, ganz weltläufig sein will und Stereotype wahnsinnig ironisch aneinanderreicht. Der Einfall von Natascha Beller, die auch das Buch schrieb, lautet: Drei Frauen, alle über dreissig – Leila (Michèle Rohrbach) will ein Kind, Amanda (Sarah Hostettler) erwartet eins, und Sophie (Anne Haug) hat schon eins.

Sophie, alleinerziehend, eine Tochter, hat immer mal Ärger mit dem Kindsvater. Der kommt, wann's ihm gerade passt, um das Kind zu holen oder es zur unmöglichen Zeit einfach abzuliefern: Tja, diese Männer, seufz! Amanda, hochschwanger, kann es nicht erwarten, ihr Kind zu bekommen (sie ist Architektin und will wieder arbeiten). Ist das Baby dann da, wird's zum Problem bei der Arbeit. Der Gatte mault und murr, wenn er sich um den Wonneproppen kümmern muss: Tja, diese linkischen Väter, seufz! Und

Leila wiederum will ein Kind, aber der potenzielle Samenspender macht sich vom Acker, worauf sie alle gängigen Stationen durchläuft, die man halt so ausprobiert, um an einen Mann zu kommen; von Partnervermittlungen über Disco-Besuche bis zum Speed-Dating: Alles Hänflinge, diese Kerle, seufz!

Leila ist die Schwester von Amanda und Sophie die beste Freundin von Leila. Das wär's. Missverständnisse, Täuschungen, Verwicklungen, die DNA einer jeden Komödie, gibt es nicht. Sketchartig wird präsentiert: Leilas wilde Suche, Amandas Mutter-Arbeit-Gatte-Hin-und-Her und Sophies Probleme mit dem Luftikus-Papa ihrer Tochter. Alles wild geschnitten und zugleich ordentlich abgehakt. Ins Gehege kommt man sich nicht, und soziale Probleme werden nur kokett angedeutet. Ob das nun lustig ist, wenn beim Speed-Dating die Männer an Leila vorbeiziehen wie Sushi auf einem Laufband oder im Szene-Klub die Männer einen Bogen um sie machen, wenn sie ihr Alter erfahren, muss jeder mit sich selber ausmachen.

Da kann sich der Verdacht einstellen, Natascha Beller sei sich der Schlichtheit ihres Stoffs bewusst gewesen und habe ihre Story deshalb ins Neckische hochgejazzt, um wenigstens aus diesem Liebe-Triebe-Saft-und-Kraft-Gequirl ein Quantum Lustigkeit zu pressen. Dass alleinerziehende Mütter Stress haben – Mamis, die



ihren Beruf nicht aufgeben wollen –, und Kontaktsuche, wenn's nicht ein Quickie sein soll, auch nicht so einfach ist – *so what?* Dass die Männer alle Schafsnasen sind, ist auch kein Humor-Neuland. Das Schlaumeiernde fängt beim Titel an. Pfißig sollen die «fruchtbaren Jahre» wirken und wohl an Oswalt Kolle erinnern, den Aufklärer der sechziger Jahre. Der abgeklärte Zeitgenosse kann dann darüber irre abblenden.

Natascha Beller ist Co-Autorin der SRF-Comedy-Sendung «Deville Late Night». Für ihr Spielfilmprojekt erhielt sie keine Fördergelder, weder von der SRG noch vom Bund, noch von Stiftungen. So habe die Zürcher Filmstiftung das Drehbuch sogar zweimal abgelehnt. Wie auch immer. Natascha Beller kann inszenieren und hat ein prima Ensemble gefunden – und genau damit entlarvt ihr Film das wahre Dilemma des Schweizer Filmschaffens: den akuten Mangel an soliden Drehbuchautoren und -autorinnen. ★★☆☆☆

### Weitere Premieren

**The White Crow** — Engnisse, Einschränkungen wie in der Sowjetunion üblich, waren nichts für den Hagestolz Rudolf Nurejew. In einem Zug der Transsibirischen Eisenbahn 1938 auf die Welt gekommen, entdeckte er früh die Lust am Tanzen und verweigerte sich bald der konventionellen Rolle des Tänzers: bloss Hebefiguren für die Ballerinen auszuführen. Mit herrischem Selbstbewusstsein bestand er auf eigenständige Soli. Die Lehrer hielt er alle für mittelmässig. Erst als ihn der Leningrader Ballettmeister Alexander Puschkin unter seine Fittiche nahm, konnte er seine Kreativität frei entfalten, wurde aber auch immer mehr zur Diva, die sich von niemandem etwas vorschreiben liess – auch nicht von den Polit-Apparatschiks, die ihn für die sowjetische Propaganda einsetzten. Seine Dreistigkeit und Unerschrockenheit, und weniger sein Tanz, stehen im Mittelpunkt der dritten Regiearbeit des britischen Mimen Ralph Fiennes («Schindler's List»). Basierend auf dem Roman «Rudolf Nureyev: The Life» von Julie Kavanagh, schrieb David Hare («The Hours») das Buch, das Fiennes erratisch, zuweilen fast steril, umsetzt. Mit dem ukrainischen Tänzer Oleg Iwenko als Nurejew gelang ihm ein Coup, aber die Tanzszenen bleiben rudi-



**Freiheitswille:** Oleg Iwenko als Nurejew.

mentär. Im Mittelpunkt stehen Freiheitswille und Dickköpfigkeit, die Iwenko mit grosser Leinwandpräsenz verkörpert (Nurejew hatte sie nicht, wie in «Valentino» von 1977 zu besichtigen ist). Fiennes spielt Puschkin als radikales Gegenstück: gehemmt, leise; ein Ballettmeister, der sich in der «Enge» arrangiert hat. «The White Crow» (russisch für «Ausreisser») ist kein Biopic, erzählt nichts von Nurejews tiefem Sturz (1993 starb er an den Folgen von Aids). Höhepunkt ist die Flucht in den Westen, ein grossartiges Thriller-Finale, das hitchcocksche Züge trägt: Der KGB, der Nurejew 1961 in Paris begleitete, versuchte ihn am Flug nach London zu hindern und am Flughafen Le Bourget zurück nach Moskau zu schaffen. Mit der Hilfe einer Pariser Freundin und der französischen Polizei gelang Nurejew die Flucht. ★★☆☆☆

**Angel Has Fallen** — Diesmal fällt der Super-Schutzengel (Gerard Butler) des US-Präsidenten (Morgan Freeman) in der «Has Fallen»-Reihe sehr, sehr tief. Alle, alle, alle verdächtigen ihn eines Mordversuchs am Präsidenten. FBI, CIA und andere Security-Klubs machen Jagd auf ihn. Eine gigantische Baller-Zwickmühle, in der er da steckt. Schwachsinnige Story, aber unterhaltsam. ★★☆☆☆



**Gigantische Baller-Zwickmühle:** Butler, Freeman.

### Knorrs Liste

1	<b>Toy Story 4</b> Regie: Josh Cooley	★★★★★
2	<b>Parasite</b> Regie: Bong Joon-Ho	★★★★★
3	<b>Once Upon a Time in Hollywood</b> Regie: Quentin Tarantino	★★★★☆
4	<b>La chute de l'empire américain</b> Regie: Denys Arcand	★★★★☆
5	<b>Yesterday</b> Regie: Danny Boyle	★★★★☆
6	<b>Spider-Man: Far from Home</b> Regie: Jon Watts	★★★★☆
7	<b>Dolor y gloria</b> Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
8	<b>The Lion King</b> Regie: Jon Favreau	★★★★☆
9	<b>La paranza dei bambini</b> Regie: Claudio Giovannesi	★★★☆☆
10	<b>Blinded by the Light</b> Regie: Gurinder Chadha	★★★☆☆

## Jazz

# Brahms, durchleuchtet

Von Peter Rüedi

Der Jazz kennt kein Reinheitsgebot. Ausgangspunkt können volksmusikalische Quellen sein, Blues-Roots unterschiedlicher Ursprünglichkeit, afrokaribische Vorlagen, weltweit ein- und angeborne Musiktraditionen, verschiedenste trivialmusikalische Quellen der amerikanischen Unterhaltungskultur (die sogenannten Standards des «Great American Songbook»). Und selbstverständlich unterschiedlichste Assonanzen an die «klassische» europäische Musiktradition, von Jacques Loussiers Bach-plus-Rhythm-Section über Gil Evans'/Miles Davis' tiefsinnige «Porgy and Bess»-Variationen bis zu Ellingtons Suiten-Spätwerk, *you name it*: erzwungene Fusionen, in welchen die Vorlagen Vorwand bleiben, und solche, bei denen die klassische Vorlage und die Interpretation aus langerfahrener Jazztradition eine in der andern gleichwertig irisierend und irritierend durchscheint. So in der Auseinandersetzung der Sängerin Lia Pale und des Pianisten/Arrangeurs Mathias Rüegg mit romantischem Liedgut.

Nach Schuberts «Winterreise» und einem Album mit Liedern Schumanns legen sie als Schlussstein einer Trilogie ihre Lesart (in englischer Sprache) von fünfzehn Brahms-Liedern vor. Bei allen schönen Soli von Joris Roelofs, Ingrid Oberkanins und Hans Strasser keine «Verjazzungen», sondern geistreiche Arrangements nahe an den Originalen und dennoch in kluger Distanz zu ihnen. Was heisst: Die Vorlagen kippen in Pales gerader, fein vibrierender Stimme nie ins Sentimentale, auch wenn sie, zumal die Texte von Eichendorff, Sehnsucht nach verlorenen Heimatorten nahelegen.

Mathias Rüegg hat bereits 1993 in einem Album seines Vienna Art Orchestra erstmals auf einige Schubert-Hits reagiert. Bei Schumanns Liedern faszinierten ihn die *endings* und die teilweise weit vorausgreifende Harmonik. Brahms nun, sagt er, gehe rhythmisch am weitesten und eine besondere Herausforderung seien seine einfach-genialen Kinder- und Volkslieder. Die Durchleuchtung von Liedern wie «Heidenröslein», «Sandmännchen» oder «Mondnacht» bereitet grosses Vergnügen. Und macht Lust auf einen Vergleich mit den Originalen.



**Lia Pale:** The Brahms Song Book. Arranged by Mathias Rüegg. Lotus Records LR 19052CD



Thiel

## Grillade

Von Andreas Thiel

**Muslim:** Ich warte lieber mit meiner Kalbswurst, bis Sie Ihre Schweinswurst vom Grill genommen haben.

**Christ:** Werden Kalbswürste nicht ebenfalls in Schweinedärme abgefüllt?

**Muslim:** Oje, dann darf ich die ja gar nicht essen.

**Jude:** Entschuldigen Sie, stört es Sie, wenn ich meine Wurst hier brate?

**Christ:** Natürlich nicht. Was haben Sie denn?

**Jude:** Eine Geflügelleberwurst im Rinderdarm.

**Christ:** Da ist Milch drin, das verfeinert den Geschmack.

**Jude:** Milch im Fleisch? Oje, dann darf ich die ja gar nicht essen. Möchte sie jemand haben?

**Muslim:** O ja, sehr gerne.

**Christ:** Und die besondere Würze kommt vom Weisswein.

**Muslim:** Dann ist das auch nichts für mich.

**Buddhist:** Entschuldigung, ist da noch Platz auf dem Grill?

**Christ:** Wenn meine Schweinswurst Sie nicht stört...

**Buddhist:** Ich bin tolerant, ich bin Buddhist.

**Christ:** Haben Sie vegetarische Würste dabei? Das könnten diese Herren auch essen.

**Buddhist:** Ich habe nur Cervelats.

**Jude:** Da ist ja Rind und Schwein drin.

**Muslim:** Ich dachte, Buddhisten sind Vegetarier.

**Buddhist:** Buddha lehrt, man solle die Regeln konsequent, aber nicht fanatisch anwenden. Deshalb esse ich freitags manchmal Fleisch.

**Christ:** Heute ist Freitag? Oje, da darf ich kein Fleisch essen. Hat jemand Fisch?

**Jude:** Ich hätte zu Hause Fisch im Kühlschrank. Aber Freitag nach Sonnenuntergang darf ich nicht einmal mehr den Kühlschrank öffnen.

**Muslim:** Ich habe zwar Ramadan, aber da die Sonne schon untergegangen ist... Wo wohnen Sie denn?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Hochzeit der Hotelerbin

Marguita Kracht fährt in der Pferdekutsche vor der Fraumünsterkirche vor. Das ganze Hotel «Baur au Lac» ist übers Wochenende für die Hochzeitsgäste reserviert. Von Hildegard Schwaninger

Es war ein grosser Moment für «Baur au Lac»-Besitzer **Andrea Kracht**, als er seine einzige Tochter **Marguita Kracht** vor den Traualtar führte. Letzten Samstag in der Fraumünsterkirche heiratete die Hotelerbin, die eines Tages in siebenter Generation das Zürcher Fünfsternehotel übernehmen wird, den Private-Equity-Manager **Raoul-Edgar Paltzer**. Braut und Bräutigam sind 28 und 29 Jahre alt, sie kennen sich seit dem Besuch des Montessori-Kindergartens in Zürich und vom Elite-Internat Le Rosey. Die Hochzeit ist das nicht zu überbietende Highlight des 175-Jahr-Jubiläums, welches das «Baur au Lac» zurzeit zelebriert.

Marguita Kracht hat sich das Rüstzeug für ihre zukünftige Lebensaufgabe in der internationalen Luxushotelkette Aman Resorts geholt, wo sie das Hotelfach von der Pike auf lernte.

Die Gästeschar in der Fraumünsterkirche, alle in Smoking und langen Abendkleidern (denn gleich nach der Trauung am späten Nachmittag ging es zur grossen Abendsause ins «Baur au Lac»), war international. Freunde des Brautpaares kamen aus der ganzen Welt, aus Australien, den USA, dem Nahen und Fernen Osten und aus ganz Europa. Die Gesellschaft war bunt wie die Gäste des «Baur au Lac» und wie die Schüler der Eliteschule Le Rosey. Die Alumni bilden ein starkes Netzwerk, Freundschaften fürs Leben werden da geschmiedet. Auch Brautvater **Andrea Kracht** ging in Le Rosey zur Schule, zum 40. Geburtstag schenkten ihm seine Institutskollegen

einen Fiat Cinquecento 1970. Der kam an der Hochzeit zum Einsatz. Nach der Trauung quetschte sich das frischvermählte Paar in den winzigen Wagen, der mit weissen Blumen geschmückt war, und fuhr von der Kirche ins «Baur au Lac».

Vorgefahren war die Braut mit ihrem Vater in der Pferdekutsche (diese kommt – neu zum 175-Jahr-Jubiläum – auf Wunsch auch für Hotelgäste zum Einsatz). Der führte sie dann – die Trompeten spielten Musik von **Jeremiah Clarke** – zum Altar, wo Fraumünsterpfarrer **Niklaus Peter** und der Bräutigam bereits ungeduldig warteten. Der Pfarrer kramte für Willkommensgruss, Sermon und Gebet sein bestes Englisch hervor, die ganze Zeremonie fand – mit Rücksicht auf die Internationalität der Gäste – auf Englisch statt. Auch elegante Einheimische waren da – Freunde der Gastgeber, die sich vor allem aus alten Familien, Zürcher Patriziern und aus Mitgliedern des Golfklubs Zumikon zusammensetzten. Das Musikprogramm hat **Gabriele Paltzer** ausgesucht, gemeinsam mit **Jörg Ulrich Busch**, bei dem die musikbegeisterte Bräutigam-Mutter Orgelstunden nimmt. Sie trug ein Kleid von **Lanvin** und eine Handtasche aus der Werkstatt der Zürcher Handtaschen-Designerin **Gaby Bär** (Ex-Frau von **Raymond Bär**). Das Kleid der Braut – weiss mit Schleier und Schleppe – war wunderschön. Marguita Kracht hat es auf einer Bride-Show in London entdeckt, die Kreation einer New Yorker Designerin.



Fast verliebt

## Papakind

Von Claudia Schumacher

Irgendwann ist dann aber mal gut!», sagt **Nicoles Mutter**. «Du bist jetzt 28 Jahre alt. Eine erwachsene Frau.» Nicole könne nicht ewig den Vater verantwortlich machen für alles, was heute in ihrem Liebesleben schief laufe.

Sie hatte noch nie eine längere Beziehung. Einmal war sie ziemlich verliebt in einen Kerl, der aber nicht besonders nett zu ihr war. Davon abgesehen, kam sie noch gar nicht an den Punkt, an dem sie sich auf jemanden einlassen wollte. Nicole hat tausend Wege gefunden, einen Mann zu disqualifizieren. Er muss mindestens zehn Zentimeter grösser sein als sie, sollte grüne Augen haben – und blondes Haar, unbedingt. Er darf keine Segelschuhe tragen, gegen die ist sie allergisch. Freundlich soll er sein, aber nicht weich. Bart geht nicht, Banking auch nicht. Er muss einem kreativen Job aus Leidenschaft nachgehen und dabei genug Geld verdienen. Und dann muss dieser grandiose Supertyp, den Nicole sich aus irgendeiner Werbung rausgesucht hat, ja nur noch auf sie stehen. Womöglich fällt ihm das bei einer Zicke mit Bauchansatz und beständigen Beissreflexen aber nicht so leicht? Knifflig.





Das frischvermählte Paar Paltzer-Kracht...



...im Kreise der beiden Familien...



... und mit dem weissen Fiat Cinquecento.

Nachdem das junge Brautpaar «I will» gesagt, die Ringe und den Kuss (da gab es viel Applaus) getauscht hatte, ging es ab ins «Baur au Lac», Hauptschauplatz des denkwürdigen Festes. Das ganze Hotel war an diesem Wochenende für die Hochzeitsgäste reserviert. Die Mitarbeiter haben zwei bis drei Wochen an den Vorbereitungen für diese Hochzeit gearbeitet, Andrea Kracht zeigte sich dankbar: «Für mich ist dieser Tag sehr emotional. Und was unsere Mitarbeiter geleistet haben, ist grossartig.» Seine ganze Familie war da: seine Mutter Marguitta Kracht, seine Schwester Gabrielle Feldhahn-Kracht (stille Teilhaberin des Hotels) und natürlich seine Frau Gigi Kracht sowie deren Sohn Theodor aus einer früheren Beziehung, der als Fotograf in New York lebt. Der Aperitif fand im Garten statt, das Diner im Petit Palais und in der Halle, die Hochzeitstorte wurde – zu Rosé-Champagner – auf der Terrasse gereicht. Und die Garage des Hotels wurde diese Nacht zur Disco.

Den Abend vor der Hochzeit hatte man mit den Gästen aus dem Ausland im «Fischers Fritz» tüchtig gefeiert. Auf dem berühmten Campingplatz, den der stadtbekannteste Gastronom Michel Péclard führt, ging die Post ab, den internationalen Happy Few wurde ein optimaler Eindruck der Stadt Zürich geboten – mit Grillparty und Musik, die man vom «La Petite Maison» in Nizza engagierte: die Odd Socks.

Nach der Hochzeit reisten die Frischvermählten für einen Mini-Honeymoon ein paar Tage nach Italien. Im «Baur au Lac» geht es wie gewohnt turbulent weiter. Am Freitag findet das «Baur au Lac»-Sommerfest statt; das neue Restaurant «Baur's» wird eröffnet, das bisher «Rive Gauche» hiess und anlässlich des Jubiläums totalerneuert wurde.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

Mädchen mit Vaterproblemen übertragen diese oft auf die Mutter, weil sie keine stabile Vaterfigur bereitgestellt hat. Nicoles Mama muss jetzt einiges mitmachen. «Eigentlich hatte ich heute ein Date», schrieb Nicole ihr neulich per Whatsapp. «Aber ich bin nicht hingegangen.» Die Mutter glaubt, solche Nachrichten bekomme sie, weil die Tochter sie absichtlich ärgern wolle. Da hat sie wahrscheinlich recht.

Es ist ja nicht so, dass Nicoles kleinliche Rache niemanden befriedigen würde. Sie selbst ist für den Moment immer ganz beschwingt, wenn sie mal wieder jemand anderes für ihr Unglück verantwortlich gemacht hat. Und wenn sie so weitermacht, hat sie eines Tages vielleicht sogar das Vergnügen, den Eltern nicht nur ihr halbes, sondern ihr ganzes verpfushtes Leben vorwerfen zu können.



## Unten durch Sabotage

Von Linus Reichlin

Nach bald achtzig Jahren Frieden in Europa bleibt nur noch, sich Gedanken über triviale Fragen zu machen, wie etwa die, warum Frauen vor dem Sex immer zur Toilette gehen. Man kann nur hoffen, dass diesem Verhalten ein tieferer Sinn zugrunde liegt und dass uns das Nachdenken darüber zu bisher unbekanntem Erkenntnissen über die weibliche Seele verhilft. Natürlich könnte man einige Frauen, die man kennt, einfach fragen, warum sie das tun, aber vermutlich wissen sie es mal wieder selbst nicht. Es ist also besser, wenn ein Mann darüber nachdenkt, dies hat in der Vergangenheit schon oft funktioniert, man denke nur einmal an die allgemeine Relativitätstheorie, die Albert Einstein entwickelt hat, ohne seine Frau zu fragen, was Gravitation ist.

Vielleicht ist es am besten, wenn ich meine Überlegungen mit einem kurzen Beispiel einleite: Ich sitze am Samstagabend mit meiner Freundin auf dem Sofa. Ich war mit ihr zuerst etwas Gesundes essen, dann im Kino (Film ohne Gewalteinlagen), und jetzt trinken wir noch ein Glas Wein, und dann geht's los, das weiss sie aus Erfahrung. Denn ich gebe bestimmt nicht teures Geld für einen Klumpen Tofu mit Spitzwegerich und einen Liebesfilm plus noch für eine halbe Flasche Rotwein, wenn ich dafür im Gegenzug nicht meine Gene in den Tod schicken kann – das ist ja faktisch in einer verhütungsmittelverseuchten intravaginalen Umgebung der Fall. Denn dort findet nach der Samenabgabe ein Massaker statt, das kein einziges Spermium überlebt, und falls doch mal eins durchkommt, kann man darauf wetten, dass es einen posttraumatischen Schaden davongetragen hat.

Nicht, dass mich das Schicksal meiner Spermien sonderlich interessieren würde, sie können von mir aus alle draufgehen, Hauptsache, ich bekomme eine Ladung Oxytocin aus dem Hypothalamus ab. Jedenfalls mache ich also auf dem Sofa meine Freundin durch Handbewegungen darauf aufmerksam, dass es Zeit für die Oxytocin-Ausschüttung ist, und sie sagt: «Nur eine Minute, bin gleich wieder da.» Meiner Erfahrung nach bleiben die Frauen tatsächlich nur für zirka ein, zwei Minuten weg, dann kehren

>>> Fortsetzung auf Seite 64

sie zurück und sind wild entschlossen, so als sei ihnen auf der Toilette eine amtliche Bewilligung erteilt worden. Hier eine kurze Liste meiner Erklärungsversuche, die ich über die Jahre gesammelt habe. A: Sie präparieren sich mit Cremen. B: Es ist nicht angenehm für sie, mit voller Blase die Erschütterungen der Leidenschaft zu durchleben. C: Sie rufen heimlich einen Liebhaber an und flüstern ihm Liebesschwüre zu, weil sie ein schlechtes Gewissen haben, dass sie gleich mit einem anderen ins Bett steigen.

Doch keine dieser Erklärungen überzeugt. Und so sitzt man als Mann mit einem Bier in der Hand allein auf dem Sofa und fragt sich, womit man sich in Friedenszeiten als Nächstes beschäftigen soll: Golfen? Vögel beobachten? Vertrocknete Blätter vom Basilikum wegschnipseln? Man könnte auch rumgoogeln, im Internet wird von Frauenmagazinen eifrig die Meinung vertreten, Frauen sollten unbedingt nach und nicht vor dem Sex zur Toilette gehen. Begründung: Wir Männer übertragen Bakterien, und es nützt nichts, wenn man die ausschwemmt, bevor sie übertragen werden. Unser liebstes Organ ist gemäss diesen Zeitschriften eine Art trojanisches Pferd, das wir unter der falschen Verheissung von Lust und Ekstase in die weibliche Festung einschleusen, nur um dann die Bakterien rauszulassen. Ziel ist die Schwächung des weiblichen Leibs und somit die Sabotage der Bestrebungen nach Gleichberechtigung, denn Frauen, die dauernd Entzündungen haben, gehören nicht in die Chefetage. Dass viele Frauen trotz dieser Ratschläge vorher und nicht nachher kurz verschwinden, könnte auf den Bedeutungsverlust der Frauenzeitschriften hindeuten. Vielleicht ist das Zeitalter der Frauen endlich vorbei.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Renaissance einer Urväter-Sorte

Von Peter Rüedi

Beim Wein gibt es einen Kult des Alten. Erst einmal den Irrglauben, jede Flasche werde je länger, je besser. Gilt leider auch bei den Weinkolumnisten nicht, erst recht nicht aber bei der Materie ihrer Wahl oder Qual. Einmal abgesehen von der Tatsache, dass der Genuss alter oder sehr alter Weine eine Kunst für sich ist, gibt es *cadaveri eccellenti*, Weine, die, wie alles Lebendige, irgendwann das Zeitliche segnen: ein grosser Süsswein unter Umständen sehr spät, ein strukturierter, gerbstoffreicher Bordeaux eventuell spät; ein in seiner Jugend fruchtduftender Pinot nimmt im Herbst seiner Jahre Noten von nassem Laub oder Waldboden an, was auch seinen Reiz hat. Wie auch immer: Hier meine ich nicht die Verehrung alter Weine, sondern die alter, zum Teil fast verschwundener Rebsorten, der sogenannten autochthonen. Sie haben uns fabelhafte Entdeckungen beschert. Aber nicht alle Funde der Reb-Archäologie sind per se eine Erleuchtung.

Wein ist eine lebendige Angelegenheit, die sich im Hier und Jetzt beweist, im Glas. Da zeigt

sich, ob neue Anbau- und Ausbautechniken ein neues Licht auf eine verdrängte Sorte werfen und ihr zu einer Renaissance verhelfen können. Das eben ist mit der Tessiner Urväter-Sorte Bondola der Fall, die vor dem Siegeszug des Merlot namentlich im Sopraceneri zu den einheimischen Rotweinen gekeltert wurde, mit viel Säure und viel adstringierenden Gerbstoffen, ideale Tropfen zu *insaccati*, Wurstwaren – je fetter, desto Bondola. So nennt Giorgio Rossi, der mit seinem Bruder Andrea am Hang von Sementina zwischen Bellinzona und Locarno sieben Hektaren bewirtschaftet, Grossvater zu Ehren seinen Bondola «del Nonu Mario». Das trifft auf die siebzig- bis achtzigjährigen Rebstöcke zu, in der Zubereitung der aromenintensiven (Sauerkirsche, Pfingstrose) Sorte aber entwickelt der Enkel eine eigene, eine neue Finesse. Vor allem beweist er im Umgang mit der Extraktion, mit den Standzeiten an der Maische ein feines Händchen, um ein Zuviel an Gerbstoffen zu vermeiden.

Der Clou in der Beziehung ist ein einzigartiger Rosato di Bondola, fruchtig und weich und sehr aromatisch, wunderbar im Gleichgewicht zwischen frischer Säure und Substanz. Rossi arbeitet dafür mit der Methode der Saignée. Das heisst, er sticht aus dem Stahltank vor Vollendung der Maischegärung das Quantum für den Rosé ab und baut es ohne malolaktischen Säureabbau aus. Wunderbar, auch für einen Rosé-Skeptiker wie mich: Die Eleganz des neuen Handwerks und der Charakter der alten Sorte machen die Spannung dieses sowohl handfesten wie extravaganten, in sich stimmigen Weines aus. Er ist keineswegs ein Bauerntrommel im rosa Tutu.

Rosato di Bondola del Nonu Mario 2018.  
12%. Fr. 15.–. Azienda Al Mondò, Sementina.  
www.aziendamondo.ch



## Salz & Pfeffer

# Sichere Bank

Von David Schnapp

Selbst wenn man sich täglich mit Restaurants und Essen beschäftigt, gibt es die Situationen, die fast jeder kennt: das Bedürfnis, irgendwo einzukehren, aber keine

Idee, an welchem Ort das sein könnte. Kürzlich war ich mit Frau und Achtjährigem auf dem Nachhauseweg durch die Stadt Zürich und versuchte auf der inneren Landkarte in meinem Kopf ein Restaurant ausfindig zu machen, wo wir entlang der Tramlinie<sup>TM</sup> unkompliziert, aber gut hätten etwas essen können.

Die Wahl fiel schliesslich intuitiv auf die «Bank» am Helvetiaplatz, wo Zürich ein wenig an die untergegangenen Reiche des Sozialismus erinnert. Die «Bank» ist dazu ein lebensbejahendes Kontrastprogramm und gehört zum sorgfältig kuratierten Ensemble der Bindella-Gruppe. Die Restaurantfläche teilt man sich mit John Baker, Zürichs bester Bäckerei.

Das kulinarische Angebot in der ehemaligen Credit-Suisse-Filiale ist nahöstlich-mediterran, aber auch ein ziemlich guter Burger wird aufgetragen. Bloss die beliebte Mode, dazu Süsskartoffeln statt herkömmlicher Pommes frites zu kombinieren, macht den Fastfood-Klassiker

leider zu süss und zu mächtig. Für die Erwachsenen werden nun knusprig goldgelb frittierte Pouletstücke mit Sauerrahm-Tandoori-Marinade und Ingwerjogurt serviert, sie haben eine ideale Balance aus Salz, Fett und frischer Säure sowie leichter Schärfe. Die Meatballs mit orientalischen Gewürzen, Mangold und Jogurt sind wunderbar würzig, und das Tunfischtatar mit Avocado, Mango und Yuzu ist zwischen Süsse und Säure perfekt eingemittelt.

Die «Bank» ist ein geselliger Ort, das Essen wird unkompliziert unter der Tischgesellschaft geteilt: ein urbanes, weltoffenes Restaurant, das sich für spontane Aufenthalte ebenso gut eignet wie für sorgfältiger geplante.

Restaurant Café Bank, Molkenstrasse 15, Zürich,  
Tel. 044 211 80 04. Täglich geöffnet.  
David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.





Auto

## Der Klang der Stille

Mit dem EQC lanciert ein weiterer europäischer Premium-Hersteller ein Elektrofahrzeug. Mercedes macht vieles richtig. *Von David Schnapp*

Wir befinden uns im Jahr der Elektroautos von Premium-Fahrzeugherstellern: Nach Jaguar (I-Pace), Audi (e-tron) kommt jetzt Mercedes mit dem EQC, und Porsche wird seinen Taycan ebenfalls noch 2019 vorstellen. Das wachsende Angebot an Autos, die mit Strom statt Benzin betrieben werden, ist erfreulich. Auch wenn nicht restlos geklärt ist, ob das nun wirklich besser ist für die Umwelt.

Aber es gibt ein anderes Argument, das für Elektroautos spricht: die Ruhe, welche man darin buchstäblich erfährt, sowie eine neue, stressbefreite Qualität des Unterwegsseins. Für zehn Tage fuhr ich kürzlich den Mercedes EQC – ausgesprochen «I-kiu-ssi», was so viel wie «elektrische Intelligenz» bedeuten soll. Jedes Mal, wenn ich in diesem Auto Platz genommen hatte und die Türe mit diesem unverkennbar satten Geräusch der Premiumklasse zugefallen war, umging mich ein wunderbarer Klang der Stille. Fast hermetisch schliessen Türen und Fenster die Passagiere im Innenraum ein.

Mercedes hat viel Aufwand und manche Idee in die Geräuschdämmung gesteckt, der EQC fährt deshalb so leise wie kaum ein Konkurrenzmodell. Das ist eine Qualität, die vielleicht mehr wert ist, als man auf Anhieb denken würde. Das Auto sieht optisch nicht spektakulär anders aus als andere SUV der Marke wie zum Beispiel der GLC. Markant ist natürlich das durchgehende Leuchtband am Heck, das an der Front sozusagen wiederholt wird. Startet man den Motor, spielt das vordere LED-Leuchtband eine Art Lichtorgel-Sequenz ab, die lustig auf die gegenüberliegenden Autos oder die Garagenwand projiziert wird.

Dieses Element ist so etwas wie der Leuchtstreifen am Horizont einer neuen Ära des Motorfahrzeugbaus, bei dem es nicht mehr bloss darum geht – wie im Falle von Mercedes –, ein qualitativ hochwertiges Auto auf die Räder zu stellen. Vielmehr sind heute Mobilitätskonzepte gefragt, Ingenieure und Informatiker müssen eng zusammenarbeiten. Tesla mag nicht der beste Autobauer der Welt

sein, aber die Integration eines Schnellladenetzes entlang der Hauptverkehrsachsen in eine Model-Palette mit perfekt darauf abgestimmten E-Mobilen ist bislang beispielhaft.

Mit dem EQC löst Mercedes die Aufgabe ziemlich gut. Zum Auto gehört eine RFID-Karte. Im Navigationsbildschirm gibt es ein Symbol für Ladestationen – ein Fingerzeig, und das System zeigt die nächstgelegene Anschlussstelle. Ich wähle unterwegs von Basel nach Zürich eine Ladesäule bei der Umwelt-Arena in Spreitenbach, halte meine Karte an den Kontakt, und Sekunden später fliesst der Strom.

Für die Dauer einer Vivi Kola zéro lade ich in 18:56 Minuten 5,597 kWh. Das reicht für 25 bis 30 Kilometer, der EQC verbraucht rund 23 bis 24 kWh auf 100 Kilometer. Bei vielen öffentlichen Schnellladestationen kann der EQC mit bis zu 110 kW/h geladen werden kann. Das hätte in den 18:56 Minuten zirka 35 kW oder 150 km ergeben. Wichtiger aber ist die Erkenntnis, dass man den Elektro-Mercedes nicht nur entspannt fahren kann, weil er so schön ruhig unterwegs ist, sondern auch, weil das Laden problemlos zu funktionieren scheint.

Mercedes-Benz EQC 400 4Matic

Leistung: 408 PS/300 kW; max. Drehmoment: 765 Nm  
0–100 km/h: 5,1 sec; Verbrauch (NEFZ): 21,4 kWh/100 km  
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h  
Batterie: Lithium-Ionen 80 kWh (NEFZ)  
Preis: Fr. 84 900.–, Testwagen: Fr. 105 019.–



Tamaras Welt

## Hilfe, böse Werbung!

Menschen können nicht selbständig denken und Dinge einordnen, darum müssen sie vor Reklame beschützt werden. Der Werberat in Grossbritannien hat zwei Werbespots verboten. *Von Tamara Wernli*

**E**s ist passiert. Die Anfang Jahr in Grossbritannien angekündigten neuen Regeln der britischen Werbeaufsicht ASA zeigen Wirkung, die Behörde hat die ersten Werbeanzeigen verbannt. Die neuen Richtlinien besagen, dass Werbung keine Gender-Stereotype zeigen darf, die «schädigend» oder beleidigend sind. Stereotype Geschlechterrollen in der Werbung können angeblich psychisch krank machen. Laut der ASA wirken sich eingetragene Geschlechterbilder auch negativ auf Menschen aus hinsichtlich dem, was sie sich selbst zutrauen.

Dem ersten Verbot fiel Philadelphia-Käse zum Opfer. In dem Spot sind zwei Väter zu sehen, die sich ein bisschen ungeschickt mit ihrem Nachwuchs anstellen. Sie setzen die Kleinkinder auf eine Art Sushi-Band, während sie gedankenlos an Bagels mit *cream cheese* knabbern. Die Kids fahren weiter, bis sie von den leicht erschrockenen Daddys ruckzuck heruntergeholt werden. Der Spot kommt charmant und mit einer Prise Humor daher. Laut dem Werberat propagiert er «schädliche» Stereotype: Frauen können besser auf Kids aufpassen. Männer sind schlechte Kinderbetreuer.

Der zweite Spot stammt von Volkswagen. Männer gehen heroischen Aktivitäten nach – sie arbeiten im All, messen sich im Sportwettkampf –, während eine Frau friedlich auf einer Bank sitzt und aufs Kind aufpasst. Dann fährt lautlos ein (Elektro-)Wagen an ihr vorbei, sie blickt auf. Das war's. Es ist so grausam, wie es klingt. Und transportiert laut den ASA-Experten ebenfalls «schädliche Stereotype». Sie kritisierten, dass die Werbung Männer bei abenteuerlichen Aktivitäten zeige, während die Frau die passive Rolle übernehme. Also Männer Überflieger, Frau in der benachteiligten Mutterrolle, oder so ähnlich.

Die Internetzeitung *The Independent* schreibt: «Gemäss der ASA haben sich drei Leute über die Stereotype beschwert, nachdem sie die Volkswagen-Werbung gesehen haben.» Gegen den Käse-Spot ging eine Beschwerde ein – am 14. Juni, dem Tag, als die Regeln in Kraft traten.

**E**s ist anzunehmen, dass das Lebensziel der vier psychisch betroffenen Personen seit Januar darin bestand, sich im Juni beleidigt zu fühlen, um ganz offiziell Beschwerde einreichen zu können. Ich stelle mir dabei Genderstudies-Studenten im 83. Semester vor, die mit Hilfe ihres Aktivismus gegen ein paar harmlose Werbeanzeigen die Belanglosigkeit ihres eigenen Lebens besser ertragen. Eine andere Erklärung wäre freilich, dass es sich um Mitbewerber der Streichkäse- und Automobilbranche handelt, die mit freundlicher Unterstützung der Werbeaufsicht Reklame der Konkurrenz loswurden. Wie dem auch sei: Wenn TV-Spots verboten werden in einem Land mit 66 Millionen Einwohnern, weil sich vier Personen daran stören, sind wir sowieso alle verloren.

Der Entscheid auf der Insel irritiert und verunsichert auch Werber hierzulande, ich habe mich umgehört. In Zeiten von Tugendterror sei man sich oftmals nicht einig, was überhaupt noch möglich ist. Denn: Wer definiert Stereotype? Wann sind sie gut, wann schlecht? Inwiefern verhindern solche Werbeverbote psychologische Schäden? Am Ende ist es doch einfach Willkür, die entscheidet. Und: Den Humorlosen kann man es eh nie recht machen.

Wir wissen es alle: Wo früher Originalität als Parameter für gute Werbung stand, ist es heute politische Korrektheit. Oberstes Gebot für Kreative sind nicht mehr zielgruppenaffine

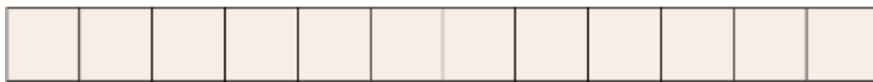
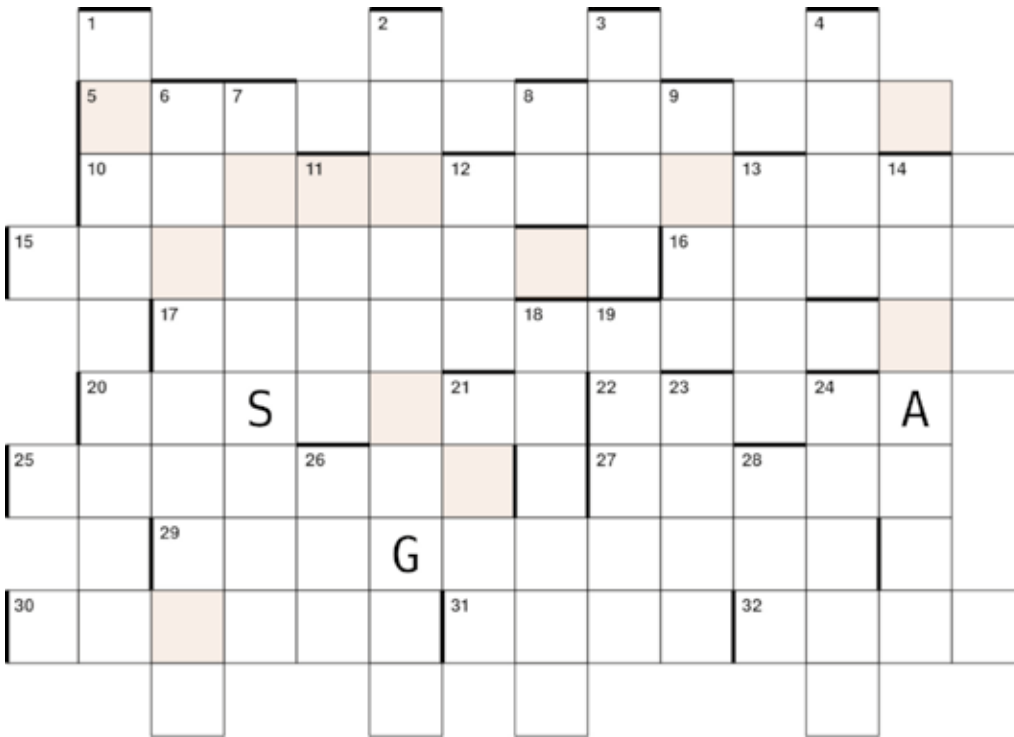
Sujets oder eine sinnstiftende Handlung, sondern Geschlechtergleichheit und Diversität. Wenn also der Mann den Kinderwagen schiebt und die Anzahl unterschiedlicher Hautfarben der Darsteller in einer Autowerbung jene der Lackoptionen für den Wagen übertrifft, dann ist der Spot gelungen. Werbung kreieren ohne menschliche Darsteller wäre wohl einfacher.

**W**erbung verbieten, weil einige Leute sich beleidigt fühlen oder einen schlechten Einfluss befürchten, ist nicht nur absurd, es ist auch illiberal. Man muss die Bilder nicht mögen, kann sich über Spots, die Frauen als Mütter und Männer als Astronauten zeigen, aufregen. Aber Werbung fällt unter kreatives Schaffen und somit unter künstlerische Freiheit, mit all ihren Provokationen. Sollten wir diese freiheitliche Errungenschaft wegen der Sensibleren unter uns über Bord werfen? Was für den einen sexistisch oder schädlich ist, ist es für den anderen nämlich nicht. Kommt hinzu: Wenn Behörden beginnen, sich überall einzumischen, wo ist die Grenze? Einen TV-Spot verbieten, prima – ein schlechter Einfluss weniger! Und was kommt als Nächstes? Es gäbe ja noch so viel Verstörendes – Videogames, Rap-Texte, Kleidung.

Ich glaube nicht, dass Werbung mit Rollenklischees Sexismus oder Diskriminierung fördert. Massgeblich mehr Einfluss auf eine Gesellschaft, insbesondere auf Jugendliche, haben deren Idole, Stars, Influencer sowie die Erziehung. Auch können die allermeisten Menschen Werbung einordnen und differenzieren, eigenverantwortlich denken. Sie brauchen keine Nanny, die ihnen vorschreibt, was gut und was schlecht ist, und sie vor Bikini-Plakaten und Streichkäse-Spots beschützt. Wer sich selbst die Vaterrolle nicht zutraut, weil in einem Werbespot Papas tapsig mit ihren Kids umgehen, oder wer sich Erfolg im Job oder Studium nicht zutraut wegen einer Reklame, in der die Frau das Baby betreut, der sollte das Problem möglicherweise bei sich selbst suchen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)





**Lösungswort** — Modernerweise eine Kryptobörse  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 U.a. evtl. u. etc. od. bspw. z.B. u. usw. 10 Sprichwörtliche Langfingerzeuger okkasioneller Natur. 15 Schwartennager: Überträgt bestenfalls die Lust am Schmöckern. 16 Umschichtung der Lade führt schlicht zu dieser sozialen Schicht. 17 Glücksbringer für Altägypter oder Apotheker für Scherzkekse. 20 Geschwätz aus Rind und dem, worin Vogelkind beginnt. 22 Zeigt die Zeit oder beendet, was mit  $\alpha$  beginnt. 25 Ist die Alp in der Imperialpolitik und die Älggialp für die Schweiz. 27 Das Ver- von Pflanzen- auf kultivierten Erdteilen. 29 Beschreibt romantischen Neubau im nachromanischen Altbaustil; Spitzbögen und Rosettenfenster feiern dabei ihr Comeback. 30 Astronomen-, Propheten- und Planetenmagneten. 31 Die Heia, ist auch Ziel von und unentbehrliche Grundlage für 18 Senkrecht. 32 Der springende im Mittelpunkt.

**Senkrecht** — 1 Gut haltbare Party im Camp. 2 Für die geordnete Warenbestandsaufbewahrung nützliches Palindrom-Paradebeispiel. 3 Pscht! 4 Rot die Rote in der Randenspeise und beispielsweise in Marseille die Meise. 6 Lassen sich Stühle, Kutschen oder – wohl eher ungern – Fkk-Strand-Besucher. 7 Pampe zum Kleiben, ist Mist an den Scheiben. 8 Metallenes Element, das man auch namentlich an den Zacken erkennt. 9 Unweit unweit Dallas, an li eindimensional. 11 Das stämmige Gewächs in den stämmigen Burschen. 12 Beginnt am 21 juin und beendet das Fest. 13 Voraussetzung für, aber ersetzt (leider) nicht die kreative Arbeit. 14 Zweiter Name der Ersten Dame in Zeiten des Zweiten. 18 Federtiers Treiben aus Federers Metier. 19 Sie – hält pluralisiert Fressalien konserviert – macht bekanntlich das Gift. 21 Nominell nicht-moschushaltiger Teil des SpaceX-Gründers. 23 Dient dem Fest- oder Fettmachen. 24 Hinter hinter hinterlistig, hinter vor zu schnell. 26 Sturmangriff der Käufer ist zugleich maxim der Läufer. 28 Gibt's am Ball, war Verteidiger zuletzt daran und ist darüber hinaus darüber diagonal.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 631



**Waagrecht** — 5 SPIEGELBILDER 11 ANTRIEBSLOS 14 MIT(fahrer) 15 WOES 16 DATES: engl. Daten 17 (Chormitg) LIED 18 Der Wolf und die sieben jungen GEISSELN 21 ERFOLG: Anagramm von «Golfer» 22 EPOS 23 (ENFER)MO: span. der Kranke (franz. Hölle) 25 BREZEL 28 URTEILSFAEHIG 31 PENNE(r) 32 OF: engl. aus/über 33 LUNGE: Anagramm von «Lugen»

**Senkrecht** — 1 EINWERFEN 2 GEISEL: Anagramm von «selige» 3 ALLE 4 BESTIE: engl. bester Freund 5 (Ben) STILLER (Has) 6 PATI(ENTEN) 7 GREGOR (XIII.) 8 LEDIG(er) 9 IST 10 (Guetzli)DOSE 12 TODFEIND 13 BASEBALL 19 Die SPREU vom Weizen trennen. 20 LOEHNE 24 OFF: engl. aus 26 ZIG 27 (R)EGEL 29 LE: franz. und umgekehrt span. Pronomen 30 SOS in Morsecode

**Lösungswort** — **POREN BETON**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

